

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft

Friedrichstraße 10.

1904.



Berlin, den 8. Oktober 1904.

Militaria.

Trier ist schöner als Okahandja. Daran hat der Generallieutenant von Trotha gewiß nicht gezweifelt, als er, im Lenz, berufen ward, den zu dicken Obersten Dürr in Südwestafrika zu ersetzen. Sehr ungern soll er dem Ruf gefolgt sein. Nicht nur, weil er in dem alten Kloster, dessen Park sich bis an die Mosel streckt, behaglich lebte, bei Soldaten und Bürgern, wegen der Schlagfertigkeit seines Witzes sogar bei der trierer Straßenjugend beliebt war und von der unter Korums Krummstab lebenden Klerisei der Ehre gewürdigt wurde, die ältesten, von geduldigen Kellerspinnen umwebten Flaschen mit ihr zu leeren. Er war zweimal in Afrika, einmal in China gewesen und wußte, daß aus Kolonialkriegen selten viel heimzuholen ist. Krönt solchen Krieger das Glück, dann muß er, der gegen Wilde kämpft, hart, muß grausam wie Kitchener sein und wird in der humanen Heimath mit den Titeln des Würgers und Schlächters geschmückt. Geht die Geschichte lange schief, dann hat er zum Schaden noch den Spott. Herr von Trotha war in besonders unbequemer Lage. Der Kaiser, der, bald nach dem Boxeraufstand, dem Brigadier, gegen den Wunsch des Kommandirenden Generals von Klitzing, eine Division gegeben hatte, zog ihn nun dem vom berliner Generalstabschef empfohlenen Kandidaten vor. Ein Gunstkind, dachte man; und erwartete nicht viel von ihm. Auch die Herren der Wilhelmstraße zeigten nach der Ernennung des neuen Mannes saure Mienen. Sie hätten lieber ihren Leutwein behalten. Seit Jahren bemüht sich die Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes, dem Reichstag die Rentabilität des südwestafrikanischen Schutzgebietes zu beweisen: und nun tölpelten die Hereros in die schöne Aktenrechnung. Nur nicht viel Lärm davon

machen; im Stillen gehts wohl noch glimpflich ab. Oberst Leutwein war ihr Mann. Der hoffte, aus siebenhundert Gewehren den Aufstand niederknallen zu können. Der that ihnen den Gefallen, keine Reichsmark zur Herstellung besserer Landungmöglichkeiten in Swakopmund zu fordern. Trotha, der am Ende gar, über Stuebels Kopf weg, direkt an den Kaiser berichten konnte, schien eine Gefahr für das Schmerzenskind Deutsch-Südwestafrika. Das Alles sah er voraus. Doch ein tapferes Preußenherz zagt nicht, wenn die Flügelhörner zum Angriff blasen. Herr von Trotha folgte dem Ruf, trotzdem seine Tropendienstfähigkeit von den Aerzten angezweifelt worden war.

Warum wird er jetzt so kühl, oft so unfreundlich behandelt? Er hat geleistet, was er zu leisten vermochte. Die zehntausend Mann, die er forderte, bekam er nicht; und verfügt noch heute nur über ungefähr siebentausend Gewehre. Schreibtischstrategen haben ihn, weil er lange unthätig schien, Cunctator genannt; wäre er ihnen gefolgt, dann hätte er spätestens acht Tage nach seiner Ankunft losgeschlagen,— und den größten Fehler gemacht, der zu ersinnen war. Selbst der tüchtigste deutsche Feldsoldat ist im afrikanischen Buschkrieg zunächst völlig hilflos. Noch auf zehn Schritt sieht er den schwarzen Feind nicht; und sieht er ihn endlich, so trifft er ihn nicht: weil das ungewohnt grelle Licht den Schützen zu Schätzungfehlern verleitet. Der Schwarze gleitet flink und geräuschlos, wie eine glatte Schlange, durchs Dornendickicht, das jeden Tritt des weißen Verfolgers hemmt. Hätte Trotha mit unzureichenden, eben erst ausgeschifften Truppen den schweren Kampf gewagt, dann hätten die Kugeln der im Gebüsch versteckten Hereros mit einer Sicherheit, die sonst nur der Scheibenstand bietet, unsere forschen Offiziere aus der Schützenlinie herausgeholt. Dazu kamen noch andere Hindernisse. Typhen, Dysenterien; die bösartige südafrikanische Seuche, die Pferdesterbe heißt und im Burenkriege den Briten das Reiterleben so arg versalzte. Jede Truppenverschiebung kostet drüben zehnmal mehr Zeit als auf europäischen Kriegsschauplätzen. Für die Verpflegung hat ein komplizirter, auf langsame Fahrzeuge angewiesener und weit zurückreichender Befehlsmechanismus zu sorgen. All diese Umstände hatten Herrn von Trotha, dem ein Draufgängertemperament nachgesagt wird, wider seinen Wunsch in eine Kuropatkinrolle gezwungen; und manche deutsche Mutter muß ihm dafür danken, daß er sich nicht von hitziger Ruhmsucht zu früh vorwärtstreiben ließ. Am Waterberg hat er zu rechter Zeit dann den Feind, trotz dessen Uebermacht, Geschicklichkeit und Todesverachtung, geschlagen. Nicht vernichtet freilich; doch, wie es scheint, in ein wasserloses Gelände gejagt, aus dem die Hereros nur über die (noch recht ferne) englische Grenze

flüchten können, wenn sie nicht vorziehen oder genöthigt werden, sich in kleinen Trupps dem von unseren Soldaten veranstalteten Kesseltreiben auszusetzen. Während unter Leutwein schon mehr deutsche Offiziere gefallen waren als im vierundsechziger Feldzug, ist dieser erste Erfolg mit relativ geringen Verlusten erfochten worden. War er keines kräftigen Lobes werth? Die Schwarzen, hieß es, sind ja entwischt; und da die wichtigste Aufgabe jetzt zerstreuten Detachements zufällt, könnte Excellenz Trotha sammt Stab getrost eigentlich wieder den Woermann-Dampfer besteigen. Major Estorff und seine Kameraden werden die Sache allein besser machen. Bis ins Ohr dieser unklugen Kritiker ist der Klageruf also nicht gedrungen, den Lord Roberts ausstieß, als er im Transvaalgebiet einem in Detachements aufgelösten Heer zu befehlen hatte. Und man braucht doch nicht einmal den Gefreitenknopf am Kragen getragen zu haben, um zu begreifen, wie schwierig die Aufgabe eines Feldherrn dann erst, gerade dann wird, wenn er, in dessen Hauptquartier von allen Seiten die Meldungen zusammenlaufen, für die Orientirung, Verbindung, Annäherung, Aufklärung, für das Flaggen- und Verpflegungwesen detachirter Corps zu sorgen hat, denen die Möglichkeit fehlt, sich unter einander rasch zu verständigen. Hurra für Trotha! Er hat schon von Trier aus weiter gesehen als Leutwein, der seit Jahren in Groß-Windhoek saß, und auf dem Kriegsschauplatze sich als vorsichtigen Strategen und energischen Führer bewährt. Daß er nicht schneller ans Ziel kommt, ist nicht seine Schuld, sondern der berlinischen Saumsäligkeit; und schmählicher Kinderunfug ists, den Mann, der im Kampf gegen Seuchen und Barbarei sein Leben wagt, hinterrücks mit Papierkugeln zu bombardiren.

Viel wird über Südwestafrika bei uns freilich nicht gesprochen. Wichtiger dünkt die meisten Schreiber, daß der Kaiser einen Elchruf komponiren läßt, der Kronprinz sich der Tochter der offiziell ebenbürtigen Frau Anastasia verlobt, Prinz Karl Anton die Hand des Mikados gedrückt und Herr James Simon anderthalb Millionen für ein neues Museum gegeben hat. Nie ist ein Krieg, an dessen Entscheidung der mühsam erworbene Kolonialbesitz eines Reiches hängt, von Regirung und Volk mit geringerem Interesse beobachtet worden. Siebentausend deutsche Menschen, fast achttausend kämpfen, unter den härtesten Entbehrungen, drüben gegen ein mörderisches Klima und einen eben so tückischen wie tapferen Feind; in Berlin scheints nicht der Rede werth. Byzance s'amuse. Wie es sich amusirte, während General Belisar in Afrika gegen Gelimer focht. Nationale Erregung oder gar Trauer? Veralteter Plunder; die Eltern, Witwen und Waisen der Gefallenen bekommen ja das von Majestät entworfene, von Döpler, dem noch immer Jüngeren, ausgeführte Ge-

denkblatt. Der Krieg dauert bald nun ein Jahr: und Niemand fordert Rechenschaft von den Regirenden, deren Zaudern, deren Unfähigkeit, die Gefahr zu ermessen und ihr früh genug vorzubeugen, doch das Unheil verschuldet, Menschenleben geopfert und deutscher Kulturarbeit mindestens hundert Millionen entzogen hat. Niemand fragt, ob der ungeheure, ungeheuer kostspielige Apparat, über den unser Generalstab verfügt, schon so verrostet ist, daß Monate vergehen mußten, ehe die paar tausend Soldaten in Swakopmund landen konnten. Warum auch? Das Leben ist ja so schön. Am neunzehnten März, als die Hiobspost von Owikokorero gekommen war, ließen Staatscommis, Abgeordnete und Zeitungmacher sich bei Bülow von einer Zigeunerkapelle aufspielen. Im September saß dieselbe Sippschaft beim Chimay-Rigo oder lachte in anderen Lokalen über den guten, bösen Einfall des Kanzlers, seinen Conrad als Kontroleur dem widerborstigen Podbielski auf den über Husarenweite fetten Hals zu setzen. Was geht uns Hereroland an? Wir mängeln und quengeln höchstens an Trothas Leistung und gehen schnell dann zu nützlicherer Mundarbeit über. Incipit fidelitas. Ist gerade kein Denkmal zu enthüllen, kein frischer Ehebruch zu beklatschen, auch kein anderes Festchen zu feiern, dann bleiben uns noch immer die Russen. Diese Jammerbande! Vom März bis in den Oktober nicht mal mit den Japanern fertig geworden! Kein Prestige mehr in der Welt. Die Sachverständigsten sagen es täglich.

Sagen es täglich. Nicht nur in langer Plantagenwacht ergraute Preßmusketiere; nein: Oberstlieutenants, Korvettenkapitäne, mit Generalsrang zur Disposition gestellte Offiziere sogar. Lesen die Grafen Schlieffen und Hülsen, die Herren von Einem und Tirpitz das Zeug nicht? Und ist ihnen, wenn sies lasen, nie der Wunsch aufgestiegen, das Landheer und Marine vor dem Ausland kompromittirende Treiben schleunig zu enden? Mit Schreibverboten sind sie gegen die ihrer Zucht unterstellten Offiziere sonst rasch bei der Hand. Jetzt brauchten sie nichts zu verbieten; sondern nur, leis, aber nachdrücklich, zu sagen, daß die neue Sitte, sich für eine Zeitungstrategie bezahlen zu lassen, deren dokumentarische Grundlage aus ungenauen oder gefälschten Depeschen und Dschunkenklatsch besteht, eines deutschen Offiziers unwürdig ist. Nur an die tausendmal erhärtete Thatsache zu erinnern, daß selbst gescheite Truppenführer über den Verlauf und die Folgen einer Schlacht, in der sie mitfochten, Tage und Wochen lang nichts Haltbares auszusagen wissen. Nur darauf hinzuweisen, daß die meisten Angaben des unter Aufgebot der besten Kräfte und der feinsten Kritikerkunst mühvoll zusammengefügten Generalstabswerkes durch spätere Forschung widerlegt worden sind. Dann würde der Spuk endlich aufhören. Höchste Zeit wärs. Hunderte ak-

tiver und inaktiver Offiziere schämen sich, wenn sie lesen, daß Männer, die den selben Rock wie sie tragen dürfen, ihre Namen zu sinnlosen Artikeln hergeben, die auf Verlagskommando schnell, auf einer Tischecke, heruntergekritzelt sind. Um Zwei kommt eine Lügendepesche an und nach Drei ist der „Rück- und Ausblick unseres militärischen Mitarbeiters“ schon in der neumodischen Druckmaschine. Keine deutsche Zeitung hat einen namhaften Sachverständigen nach Asien geschickt, fast jede aber einen Inaktiven für „Rückblicke“ und „Stimmungbilder“ gemiethet. Da erleben wir denn die lustigsten Dinge; oder die traurigsten: erst unser Denken giebt ihnen ja die Farbe. Kuropatkin werden die gröbsten taktischen Fehler „nachgewiesen“, Kuroki Verstöße gegen den schneidigen Aggressivgeist eingekerbt, „der allein den Sieg verbürgt.“ Port Arthur konnte sich, was auch geschehen mochte, nicht über die Hundstage hinaus halten. Nicht in einem Jahr vermochten die Russen zweihunderttausend Mann über die eingleisige Bahn zu bringen. Jedes Schiff der Moskowiterflotte wurde mindestens dreimal in den Grund gebohrt. Zwei Wochen lang hat man uns die „Entscheidungschlacht bei Liaujang“ geschildert und der Katastrophe von Sedan verglichen; bis endlich herauskam, daß es bei Liaujang weder eine Entscheidung noch auch nur eine Schlacht gegeben hatte, sondern heftige Rückzugsgefechte, die der (sehr starken) russischen Nachhut und den sie bedrängenden Japanern große, wie es scheint, ungefähr gleiche Verluste brachten und die Kuropatkin als schwere Niederlagen ausschreien ließ, weil er mit solcher Post für ein Weilchen einen serenissimen Mund stopfen konnte, der ihn seit Wochen zu (unmöglicher) Initiative trieb. Trotz dieser Blamage gings dann flott in der alten Tonart weiter; nach Mukden und über den Hun. Ein Holzpapiertaktiker hieß den anderen einen Ignoranten; und wenn der Gescholtene dem Kameraden ein ähnliches Kosewort zurückwarf, hatten sicherlich Beide Recht.

Am Abend von Belle Alliance wußte Napoleon, um Sieben, noch nicht, daß die Schlacht für ihn verloren war, und versäumte deshalb die leicht erreichbare Möglichkeit, die Hälfte seines Heeres zu retten. „Unser militärischer Mitarbeiter“ ist nicht so dumm wie der korsische Tropf; er weiß in Berlin bis aufs Tüpfelchen genau, was gestern in Shengking geschah, morgen geschehen wird. Daß Kuropatkin — der schon in Petersburg und Moskau immer zur Geduld mahnte und voraussagte, erst nach sehr langem Mühen werde ein Erfolg zu holen sein — nie daran gedacht hat, bis nach Mukden zu weichen (wenns nöthig ist, kann und wird er bis nach Charbin zurückgehen, ohne seiner Sache damit zu schaden). Daß die Mandschurei (deren noch recht ferne Grenze der Winter, als stärkster Verbündeter Nikolais, sicherer als eine Heerschaar vor den Japanern schützt) den Russen eigentlich schon verloren ist. Daß die Zweite Armee auf

dem Papier bleiben wird. Und so weiter. Alles ohne Hexerei: durch bloße Fingerfertigkeit. Wenn sichs um einen häuslichen Skandal handelte, dürfte man schweigen. Doch das Ausland höhnt diese unsägliche Militärschriftstellerei und fragt, ob die ins Preßtreffen geschickten Schlachtfeldbesprecher der Welt jetzt etwa die Blüthe deutscher Kriegstheorie zeigen sollen... Merkt Herr von Einem endlich, daß den Offizieren der Ruhegehalt erhöht werden muß?

Einstweilen könnte der Eifer in der Kritik heimischer Heereseinrichtungen nützlicher wirken. Ob Rußland die Mängel seiner Rüstung und Organisation rasch zu bessern vermag und wie lange die Japaner eine Mißwende des Kriegsglücks tragen würden: darüber wissen in Deutschland vielleicht drei Menschen Gescheites vorauszusagen. Kraft und Schwäche unserer Armee aber sollte Jeder kennen, der einer Truppe befahl. Wie steht es nun damit? Die unzulängliche Vorbereitung und deshalb unabsehbare Dauer des Hererokrieges giebt uns wahrlich kein Recht zu großspurigem Spott über die Russen, die unter ungleich höheren Schwierigkeiten gegen einen ungleich gefährlicheren Feind kämpfen und in sieben Monaten noch weniger erreicht haben als wir in zwölf. Doch in Kolonialkriegen, die in so ungeheurer Entfernung von der Peripherie geführt werden, ist Fragen, die der normale Felddienst gar nicht kennt, die Antwort zu suchen, ist der Verkehrsorganisator viel wichtiger als der Schlachtenlenker; Kitcheners Technikergenie hat im Sudan und am Vaal gesiegt. Ist bei uns für einen Europäerkrieg wenigstens Alles gut bestellt und das deutsche Heer noch die scharfe, biegsame, moderne Waffe wie vor vierunddreißig Jahren? Aus dem Munde älterer Offiziere, nicht nur verabschiedeter, hört man heute oft bange Zweifel. Im Reichstag fehlen Männer, die sachkundig sind und keine Conduiterüge zu fürchten haben; da wird meist nur über Mißhandlungen und Kriegsgerichtsprüche geredet und der Sitz versteckterer Uebel kaum gestreift. Daß der Ersatz für Offiziere und Unteroffiziere immer schwieriger, an Werth geringer wird, wissen wir Alle. Ist aber auch unbestreitbar, was der preußische Oberstlieutenant Karl von Wartenberg („Sine ira et studio") über die endemisch fortzeugende Nervosität und über die Mängel der Ausbildung für den Krieg, der bayerische Oberst Karl Schweninger in einer durch Klarheit und bescheidene Zurückhaltung überzeugenden Schrift („Unsere Pioniere") über die Unzulänglichkeit heutiger Pionierleistung sagt? Muß wohl; denn wir haben keine stichhaltige Widerlegung vernommen. Aber viele andere Klagen. Ueber die Schaudressur, die das echte Soldatenwesen dem Paradedrill opfert. (Dreitausend Soldaten verlieren zwei Diensttage, weil sie beim Gordon Bennett-Rennen im Spalier stehen müssen. Drei hessische Infanterieregimenter verlieren vier Diensttage, weil sie auf dem Großen Sande bei Mainz

die Kaiserparade, nicht das Gefechtsexercitium, mitzumachen haben; und diese Parade, der die Garnisonen von Mainz, Frankfurt, Wiesbaden wohl nicht den nöthigen Glanz gäben und zu der deshalb aus Darmstadt, Worms, Gießen Truppen herbeigeschafft werden, wird am vorangehenden Tag unter Leitung des Kommandirenden Generals „probirt".) Ueber die Gefahr einer zweijährigen Dienstzeit, in der nicht mit jedem zur Ausbildung benutzbaren Tage gegeizt wird. Ueber den neuen, vielleicht verhängnißvollen Brauch, die Armeecorps Hofsoldaten, dem Frontdienst lange entfremdeten Adjutanten des Kaisers anzuvertrauen. Ueber den Unwerth prunkvoller Massenmanöver, in deren sorgsam inszenirtem Verlauf der gekrönte Kriegsherr heute mit den Blauen die Rothen, morgen mit den Rothen die Blauen „vernichtet", Feldherr oder Richter ist ... Was dagegen vorgebracht wird, ist Ministerialengeschwätz.

Im letzten Kaisermanöver soll es bunt hergegangen und mehr als einmal völlige Verwirrung entstanden sein. Eisgraue Offiziere, die davon hörten, haben es, laut oder leise, beseufzt. Die Civilisten oder verabschiedeten Lieutenants, die darüber schrieben, haben Alles rosenroth gefärbt; sonst kämen sie beim nächsten Manöverbummel nicht bis an die Front. Das schlimmste Urtheil hat der Berichterstatter des Daily Telegraph gefällt; ein Mann, der drei Kriege mitgemacht und das Glück ersehnt hat, die berühmteste Armee im Feuer zu sehen. Dieses Manöver, schrieb er nach London, könne offenbar nur den Zweck haben, den Fremden über die deutsche Taktik zu täuschen. Viel zu dichte Formation. Jeder Gardemann zwanzig Minuten lang schutzlos zehntausend Gewehren und sechzig Geschützen ausgesetzt; scharfe Schüsse hätten ganze Compagnien niedergeworfen. Und solche ungedeckte, falsch formirte, im Ernstfall undurchführbare Angriffe, bei denen längst Erschossene munter mitfochten, wurden von den Schiedsrichtern als siegreich verzeichnet. Absichtliche Täuschung oder völlige Verkennung der Macht moderner Feuerwaffen. So berichtet der Brite. Kann auch ihm nicht wirksam widersprochen werden?

... Viel zu langsame, auch für die Schlagkraft gänzlich unzureichende Vorbereitung des ersten Krieges, den Deutschland seit dreißig Jahren zu führen hat. Eine Militärschriftstellerei, die in zwei Erdtheilen boshafte Heiterkeit weckt. Skepsis und Sorge im Kreis der älteren, nicht in stummem Gehorsam erstarrter Truppenführer. Kein Name, [illegible] der Spitze, keiner, dessen Klang schon die Zuversicht stählt; nur wenige Offiziere noch, die bewußten Sinnes den großen Krieg mitgemacht haben. Und kostspielige Hauptmanöver, deren Betrachter zweifeln, ob sie nicht etwa einem Spaß zuschauen, der die Fremden einlullen soll ... Ein wahrer Segen, daß sich das kritische Bestreben unserer Sachverständigen in der Aufzählung aller von Kuropatkin verschuldeten Fehler und im Tadel der Unthätigkeit Trothas fruchtbar auswirken kann.

❖

Tapferkeit.*)

Die sinnliche Natur des Menschen mit ihren Lüsten und Reizen hat von je her als das Hemmniß der Sittlichkeit gegolten; und sogar, wie im Mittelalter, als das Grundlaster; als ob mit dessen Bekämpfung allein die Sittlichkeit gesichert würde. Das ist nicht nur ein schwerer Irrtum in Bezug auf den Umfang des Sittlichen, sondern zugleich auf dessen Inhalt. Der Begriff des Sittlichen wird eng und arm, wenn er auf die Sünde der Geschlechtsliebe eingeschränkt wird. Die mittelalterliche Moral giebt selbst die Probe auf das Exempel. Die Mönchsmoral enthält diese Probe. Sie stellt kein allgemeines Menschengesetz dar. Darin allein schon liegt der unverbesserliche Fehler. Es darf nicht für eine Gruppe von Menschen als Sittlichkeit gelten, was, auf alle Menschen angewendet, Unsittlichkeit und Wahnsinn würde. Das ist keine Rücksicht, die hier auf den Leib des Menschen, in dem allein doch seine Seele athmet, genommen wird. Hier wird der Leib vernichtet; dabei muß auch die Seele geschädigt werden, die an diesem Leibe Theil hat. Das kann nicht der richtige Weg der Tugend sein.

Nur den Worten nach kann sich die Moral des Mittelalters auf Platon berufen. Er ermahnt zwar überall zur Abkehr von der Sinnlichkeit; aber diese Abwendung bedeutet nirgends die Abtötung der Natur. Auch für die Erkenntniß lehrt er die Befreiung von der Sinnlichkeit; aber nur, um den Gewinn zu begründen und zu sichern, den man von der Sinnlichkeit entlehnt; um ihn aus dem Denken sicherer herzuleiten. So ist es auch bei ihm der Ethik gegenüber mit der Sinnlichkeit bewandt. Das Begehrende der Seele wird gebändigt, aber nicht ertötet; es lebt fort in Dem, was zum Willen sich emporringt. Es ist die Macht des Geistes, die Macht der Vernunft, die hier, wie im Geistigen, so im Sittlichen, das Gegengewicht bildet. Das Prinzip des Wir (ἡμεῖς) und des An uns und und des Bei uns (καθ' ἡμᾶς und πρὸς ἡμᾶς) erlangt die Hegemonie über die widerstrebenden Kräfte des Leibes.

In der sittlichen Vernunft selbst wird der Schutz gesucht und in ihr die Sicherung erkannt gegen die Gewalt der sinnlichen Reize und Lüste. So entsteht im Horizonte der griechischen Ethik das Problem der Tugend; in der Tugend vielmehr entsteht das Problem der Ethik. Die Ethik ist nicht ein Gedanke der Verzweiflung, der den Menschen aus seinem eigenen Centrum

---

*) Unter dem Titel „Ethik des reinen Willens“ erscheint in der zweiten Oktoberdekade bei Bruno Cassirer der zweite Band des von dem marburger Philosophieprofessor Hermann Cohen erdachten „Systems der Philosophie“. Der erste Band, die „Logik der reinen Erkenntniß“, ist hier besprochen worden; aus dem zweiten werden heute ein paar fragmentarische Proben gegeben, die zeigen sollen, daß sich das Buch nicht nur an den engen Kreis der Zunftgenossen wendet.

heraustreibt; sondern eine Frage, auf welche die Antwort schon im Wort geprägt ist. Wenngleich die Tugend vorerst nur Tüchtigkeit und Männlichkeit bedeutet, so ist sie doch eben eine Thatkraft, die in Bereitschaft ist. Und darauf kommt es an. Es giebt gegen die Sinnlichkeit eine Macht, an der nicht zu zweifeln ist. Worin sie besteht, darüber sind verschiedene Ansichten vorhanden in der Volksmoral und in der Poesie, wie in der öffentlichen Religion. In diesen Streit der Meinungen tritt Sokrates ein, indem er das Wissen zur Tugend macht und so die Wissenschaft der Tugend begründet. Plato führt diese Begründung durch und führt sie aus.

Daher scheut er nicht die Anlehnung an die Volksmoral, die in der Tapferkeit von je her die vornehmste Tugend erkannte. Aber er schlägt sie jetzt mit ihren eigenen Waffen, indem er sie aufnimmt und umdeutet. Die Tapferkeit ist dem sinnlichen Menschen die sinnliche Tugend, die Kraft der Sinnlichkeit. Der Kriegsheld ist der Tapfere. Dieser Sinn bleibt nicht bestehen. Die Gewalt, die der Mensch über die Sinnlichkeit, über alle Arten und alle Richtungen der Sinnlichkeit erringen und behaupten kann: sie wird zur Tapferkeit.

. . . Es ist ein charakteristisches Symptom der rein menschlichen Ethik, daß sie die Tapferkeit als Tugend auszeichnet. In der religiösen Sittenlehre wird zwar auch die Tapferkeit in Anspruch genommen und ausgebildet; aber es wird nicht der Höhepunkt der menschlichen Kraft in sie gelegt. Die griechische Ethik dagegen steht hier besonders im innigsten Zusammenhange mit der eigenthümlichsten Richtung des griechischen Geistes. Die allgemeine Richtung auf die Kunst hat sich in einer solchen Ausbildung des Dramas spezialisirt, daß darin neben der Philosophie das Eigenthümlichste der griechischen Art liegen dürfte. Und hier zeigt sich, daß es ein innerer Zusammenhang ist, der die Kunst, als die der Tragoedie, im Verein mit der Philosophie entstehen ließ. Beiden gemeinsam ist die innere Auflehnung gegen die Naivetät des Mythos und gegen die Gebilde, die dieser Naivetät entsprangen.

Die Natur selbst erschien ursprünglich unter dem Bann des Mythos. Daher besteht zunächst ein Vorurtheil der Antike gegen die Natur, als ob der Kampf gegen ihre Schranken ein Frevel wäre. Die Baukunst bildet die erste größere Opposition gegen diese mythische Befangenheit. Der Natur müsse man sich unterwerfen: Das ist die ursprüngliche Ansicht. Daher dürfe die äußere Natur nicht verändert werden. Die Baukunst schreitet dagegen ein. Und so werden Fahrzeuge gebaut, Flüsse schiffbar gemacht, Berge behauen, um Straßen zu ebnen. Der Verkehr verbindet sich mit der reinen Kunst. In der Poesie aber, und zwar in der Tragoedie, kommt dieser ethische Zug zum eigentlichen Durchbruch; denn in ihr handelt es sich um den Menschen selbst, genau so wie in der Ethik.

Dieser ethische Grundzug der griechischen Tragoedie prägt sich in der Gestalt des Prometheus aus. Goethes Wort: „Meine Herren und Deine" ist doch wesentlich Ausdruck der modernen antireligiösen Stimmung. Darin liegt, plump ausgedrückt, eine gewisse Schadenfreude darüber, daß auch die Götter ihre Herren haben; der mythische Gedanke des Fatums wird dabei zu Hilfe genommen. Diese gleichsam aufklärerische Tendenz ist aber nicht das Motiv, aus dem heraus Aeschylus das tragische Problem des Prometheus geschürzt hat. Es ist nicht der stolze, triumphirende Jubel, der aus der Klage des Prometheus erklingt; aber es ist die Kraft des Leidens, die hier eine ethische Urkraft wird. Die Kraft des Leidens wird das tragische Prinzip. Und daher wird die Tapferkeit zur tragischen Tugend.

Prometheus ist der ideale Mensch. Er ist der Heiland der Menschen; er hat das Licht der Erkenntniß dem Menschen gebracht. Das ist seine Sünde; denn es besteht vor ihm noch ein Mißverhältniß zwischen Gott und den Menschen, als ob die Menschen des göttlichen Lichtes nicht würdig wären. Es ist die Aufgabe des Menschen, die Sittlichkeit zu begründen; und in ihr eine bessere Gottesidee zu begründen, als welche der mythische Zeus vertritt. Das ist überall der Sinn der echten, der äschyleischen Tragoedie: die sittlichen Ideen und durch sie die religiösen, nämlich die von den Göttern, zu läutern und zu verwandeln. Um diese Aufgabe als die des Menschen zur Darstellung zu bringen, bedarf die Tragoedie des Leidens und der Kraft des Leidens, der Tapferkeit. Wie könnte das Leiden entbehrt werden? Wäre es nicht muthlose Verblendung über die scheinbar blinde Gewalt der Naturkräfte, wenn man das Leiden aus dem sittlichen Haushalt ausschalten zu dürfen meinte?

— — — — — — — — — — — — — — —

Ranke hat Christus mit Prometheus zusammengestellt. Das tragisch Ergreifende im Christusbilde ist auch nicht sowohl die Erlösung, die aus dem Rahmen der Tragoedie herausfällt, als vielmehr diese Erkenntniß, daß Leiden das Los des Menschen bilde; und daß die Fassung, die Standhaftigkeit im Leiden das beste Theil sei, das der Mensch ergreifen kann. Diese Standhaftigkeit ist mehr als Ergebung, die nur Gelassenheit der Unterwerfung sein würde; sie ist Aufnahme des Kreuzes, als des menschlichen Schicksals, das dadurch überwunden und besiegt wird. Das tragische Leiden bedeutet und vollzieht die Tapferkeit, die mehr und Anderes ist als die Gelassenheit und Ergebung; die den inneren Widerstand bildet, in dem die Kraft des Sieges beruht. Sie ist der Tugendwegweiser des sittlichen Selbstbewußtseins, das in positiver Arbeit behauptet werden muß.

Es scheint, als ob es zwei gegensätzliche Motive wären, die in der Tapferkeit zu verbinden sind: die Anerkennung und die Uebernahme des Leidens; aber nicht die geduldige Hinnahme, sondern der Kampf gegen dieses

Schicksal. Ohne Kampf und Widerstand keine Tapferkeit. So wird das Leiden zwar nicht aufgehoben, am Wenigsten für das Individuum selbst; aber es wird für das Menschengeschlecht verringert. Die mythischen Mächte der Natur werden in der langsamen Arbeit der Kultur bekämpft und ihre Fangarme werden zurückgedrängt. Diese Arbeit der Kultur bildet die wahrhafte Katharsis in der eigenartigen Tragoedie des deutschen Geistes, die den Namen von Goethes „Faust" trägt. Das Leiden in der Arbeit, die Erblindung am Ende, sie ist der wahrhafte Abschluß dieses Menschenbildes, dieses tragischen Bildes der Menschheit. Das Individuum endet im Leiden; aber in seiner Arbeit erhebt sich das Zukunftbild der Menschheit, das kraft dieser Arbeit sein sittliches Selbstbewußtsein bildet, sein Selbst der Allheit. So wird das Individuum von sich selbst erlöst, um das höhere Selbst in der Menschheit zu erleben.

Der Fleiß der Arbeit für die Kultur ist der eigentlichste Sinn und Werth der Tapferkeit. Dadurch wird die mythische Natur und das mythische Schicksal besiegt. Das ist die moderne Tragoedie, die das Leben Goethes durchzieht. Sie hat natürlich zwei Teile. Denn während der erste Teil im Allgemeinen noch der antiken Tragoedie, wie sie durch Shakespeare weitergeführt wird, entspricht, bildet der zweite Theil eine ganz neue Art, die nur in Goethes Art, den Roman auszubilden, ihre Analogie findet: die Tapferkeit im Kulturfleiß, in der Arbeit des Menschen. Dem Boden wird die Scholle abgerungen, wie in der Urzeit Tagen; und man operirt nicht mehr mit höllischen Latwergen gegen die Seuchen. Die Kultur bildet das Schlachtfeld der Tapferkeit.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Naturalismus in der ästhetischen Vorstellung der Tapferkeit bildet das Hemmniß gegen ihre reine ethische Bedeutung. Freilich ist es nicht allein der ästhetische Sinn, der die sinnliche Stärke, wie überhaupt in der Natur, so insbesondere auch im Menschen bewundert und schön und erhaben findet; sondern es ist die Fortsetzung des Mythos in die Geschichte hinein, die den sinnlichen Begriff der Tapferkeit aufrechterhält. Als politische Tugend gilt in der bisherigen Geschichte hauptsächlich die militärische Tugend; denn der Krieg ist die ultima ratio der Politik. Zwar werden heute die Feldherren weniger der Probe des Feuermuthes ausgesetzt als die Mannschaften, so daß ihre Tapferkeit auch auf die geistige und sittliche Energie sich konzentrirt; dennoch strahlt das alte mythische Kriegsbild auf das moderne Schlachtfeld hinüber. Und wie der eine Held die Hunderte niedersäbelt: in dieser schier übermenschlichen Kraft sieht man das wahre Heldenthum; und die natürliche Fortsetzung davon auch in der modernen Kriegführung.

Was bedeutet dagegen das Beispiel des Sokrates, der seine bessere

Einsicht von seinem Werth zum Opfer bringt, um keine Differenz zwischen seinem Selbstgefühl und dem Staatsgesetz entstehen zu lassen? Wie verwerflich dieses auch in dem einzelnen Fall ist: es ist und bleibt dennoch die dermalige Verwirklichung der Staatsidee. Es ist die andere Richtung der politischen Tapferkeit, die aber auf das selbe Ziel steuert. Dieses ist der Staat, als der sittliche Verband der Menschen. Den falschen Anordnungen der Staatsorgane leistet die politische Tapferkeit unerschrockenen Widerstand. Das hat auch Sokrates durch Leben und Lehre gethan. Der Anordnung aber, die sein Leben fordert, widersetzt er sich nicht, weil er dadurch die Staatsidee zu vernichten glaubt. Hier fordert seine Tapferkeit Unterwerfung bis in den Tod. Das Leben hat seinen Werth verloren.

Es ist ein weithin leuchtendes Symptom des radikalen Guten im Menschen, daß die Kraft des Martyriums im Menschengeschlecht so weit verbreitet ist. Die größten Qualen, gegen die der Tod noch wie eine Erlösung erscheint, werden mit Wollust von Menschen aller Art ertragen, wenn eine Idee, wie eine Epidemie, ihre Herzen ergreift. Die Verachtung des Sinnlichen, aller Güter und Freuden des Lebens und des höchsten Gutes, das im Leben selbst als letzte Spur der Hoffnung in der Verzweiflung fortglimmt, sie werden mit einer Großmuth, mit einem Idealismus preisgegeben, der für die sittliche Kraft des Menschen ein unzweifelhaftes Zeugniß ablegt.

Um so beschämender ist, daß dieser Heldenmuth dennoch häufig nur einen formalen Werth hat; daß er sich nicht von dem Grunde geistiger Freiheit und Klarheit erhebt. Es ist häufig nur der Ausdruck und der Gipfel einer Befeindung der Natur und der Sinnlichkeit, welche zugleich mit einem Mißtrauen gegen die menschliche Sittlichkeit verbunden ist. Martyrium und Askese gehen häufig zusammen im Bunde gegen die Kultur. Das aber kann keine wahre Tapferkeit sein, was nicht als Wegweiser der sittlichen Kultur gelten will. Auch dieser Heroismus ist nicht unzweideutig.

— —

Körperkraft paart sich durchaus nicht mit geistiger. Die riesigen Unholde sind von keines Gedankens Blässe angekränkelt und wirkliche Helden des Geistes sind keineswegs immer Gardefiguren. Man sollte denken, daß solche Mängel der Symmetrie in der Ueberkraft diese als Kriterium hinfällig machten; aber der ästhetische und rhetorische Reiz schwächt auch diesen Einwand. Und so wird das Sinnliche über das Geistige und Sittliche gesetzt. Wie im Epos, im Märchen und im epischen Roman, wird die Körperkraft vergöttert; der Riese ist und bleibt der Held der Tapferkeit. Auf diesem Naturalismus, der wie unausrottbar scheint, beruht es im letzten Grunde, wenn der alte sophistische Gedanke des Uebermenschen, der das Recht und die Sittlichkeit zu einer List des Stärkeren macht, immer wieder auftauchen und als Weisheit beachtet werden kann. Die Herrenmoral ist nichts als Teufelei.

Der Naturalismus in der Auffassung der Tapferkeit hat aber noch viel intimere praktische Folgen. Die Poesie des Ritterthumes blüht im Mittelalter zugleich mit dem Marienkultus; und dieser wiederum zugleich mit dem Kultus der Minne überhaupt. Der Held bewährt sich nicht allein im Krieg, mit den Waffen; nicht allein, indem er wilde Thiere erlegt; sondern vornehmlich in der Eroberung des Weibes. Je gefahrvoller diese Eroberung ist, desto wunderbarer, mächtiger und reiner erweist sich die Liebe. So wird die Geschlechtsliebe zu einem Attribute der Tapferkeit. Und über das spezifische Mittelalter hinaus hat sich dieser mythisch-sinnliche Begriff forterhalten.

Wenn die Faustsage als das germanische Pendant zur Prometheusidee gedacht werden darf, so ist eine Abzweigung von ihr zu erkennen in dem Typus des Don Juan, der alle modernen Völker durchzieht und zu poetischen Behandlungen anreizt. Es ist sehr lehrreich, daß Mozart, der Shakespeare der Musik, nicht etwa für einen Hamlet sich einsetzt, sondern für dessen echten ästhetischen Absenker, den Don Juan. Er ist nicht der Ausbund in der Leidenschaft der Liebe und daneben ein Ritter; sondern als Ritter ist er der Sinnenheld der Liebe; der fahrende Ritter der Liebe. Das ist die Tapferkeit, welche die irdische Welt mit ihren Erlebnissen und Satisfaktionen in ihrem heimlichsten Herzen für die eigentliche Tapferkeit hält: Weiberherzen zu erobern, zu brechen und mit der ewigen Heiterkeit des Siegers zu neuen Eroberungen fortzustürmen.

So erheische es zumal die Erfahrung, deren der Dichter bedarf; die Poesie sei Gelegenheitpoesie. Daß dem Dichter selbst das Herz dabei brechen könnte, will man nicht glauben; er gilt als der Träger seiner Idee; und das Recht seiner Idee müsse sein Selbstbewußtsein erleuchten und beherrschen. Und was dem Dichter Recht ist, Das ist dem gewöhnlichen Menschen billig; denn im Grunde soll jeder Mensch ein Dichter sein und ist jeder Mensch ein Dichter. So wird der Don Juan der Ehrenretter der Sittenlosigkeit und der herzlosen und ehrlosen Ausschweifung auf dem großen Gebiete der Geschlechtsliebe. Das ist der Grund und Boden, auf dem das Unkraut der ästhetischen Unkultur aufschießt. Die Sinnlichkeit im Strahlenkranz des Heldenthumes auf diesem Schlachtfelde von Mann und Weib: sie wird identisch mit der Sittlichkeit. So hat es der Wahnwitz einer angeblichen Kunst, welche die letzten Jahrzehnte beherrscht, in aller Nacktheit ausgesprochen; es gebe kein höheres und kein anderes centrales Problem der Kunst als Mann und Weib. Und während die echte Kunst ihre Freiheit der konventionellen Sittlichkeit gegenüber darin bewährt, daß sie die Sittlichkeit läutert und erhöht, wird durch diesen Cynismus der Sinnlichkeit alle Grundbedingung der Sittlichkeit aufgehoben; die Macht der Sinnlichkeit wird als sittliche Urkraft hingestellt. Was bedeutet dagegen alle geistige, alle sittliche Kultur, die den Werth des

Lebens in anderem Sinne bestimmt, die den Schwerpunkt des Lebens nicht mit dem Geschlechtstriebe zusammenfallen läßt?

Die Don Juan-Tapferkeit wäre deshalb an sich kein Gegenstand der wahren Kunst, weil sie nicht als Höhepunkt der menschlichen Sittlichkeit dargestellt werden kann, sondern vielmehr nur als eine Verirrung des menschlichen Strebens; aber freilich als eine Verirrung nicht der elementaren Sinnlichkeit, die, auf ihre Kraft trotzend, sich als Sittlichkeit geberdet, sondern als eine Verirrung des aesthetischen Sinnes, des rastlosen Strebens nach der Schönheit des Lebens. Dieses ästhetische Motiv macht Don Juan der Idealisirung fähig. Er ist kein Verworfener; denn er sucht im Sinnentaumel doch immer die Schönheit im Weib und er glaubt an die Schönheit im Weib. Leporello ist nur sein Kammerdiener; er versteht den Helden nicht. Die edlen Frauen aber, die Don Juan zum Opfer fallen, und die Allmacht der Liebe, die Elvira hinreißt: sie sprechen unwiderleglich für den Funken der Reinheit, der in seinem Typus zu erkennen ist.

Dennoch darf uns diese Anerkennung nicht verleiten, den Grund des Uebels in ihm zu übersehen. Die falsche Ritterlichkeit bringt die falsche Tapferkeit hervor. Es ist falsche Ritterlichkeit, die in der Sinnenlust, und wenn sie die seligste ist, ihren Kampfpreis sucht; die in der Macht der Geschlechtsliebe schlechthin die Heldenkraft des Menschen sieht.

Noch eine Komplikation ist dabei zu beachten. Wie ein Eroberer schwärmt und stürmt der Sieger in der Liebe von Sieg zu Sieg. Dieses Pilgern und dieser Kriegszug nach den Gefahren, nach den fernen Ländern der Liebe ist charakteristisch für diesen Typus, der, der modernen Zeit gemäß, im Don Juan fallen gelassen werden kann; ihm bleibt des Wechsels genug auf seinem Herrensitz, wie auf seinen Reisen. Auf die Herrschaft kommt es an, die dabei über das Weib ausgeübt, und auf das Gefühl der Herrschsucht, das dadurch geweckt und bestärkt wird. So entlarvt sich diese Tapferkeit als der Egoismus der Herrschsucht. Und aller Schein und Glanz und alle Eitelkeit, die den Grund der Herrschsucht bilden, werden dadurch die Triebe und Gründe dieser falschen Tapferkeit.

Es ist eine partielle Dressur, die als allgemeine menschliche Kraft sich aufspielt; als umfassende Darstellung des Selbstbewußtseins, das hier vielmehr sittlich hohl wird. Stolz und Eitelkeit sind die Antriebe dieser angeblichen Tapferkeit, der das Centrum des Selbstbewußtseins fehlt; die immer nur ein Reflex der Menge ist. Es ist nicht die sittliche Allheit, der diese falsche Tapferkeit als Wegweiser dient. Dieser falsche Held hat kein wahres Selbst; wie er von der sittlichen Aufgabe abirrt, so entfremdet er sich der Kultur.

— —

Die Tapferkeit hat Tüchtigkeit des Lebens und des Wirkens zur Vor-

aussetzung; sie bildet die Energie, die der Schlaffheit entgegenwirkt; der Nachgiebigkeit gegen die sinnlichen, insbesondere gegen die geschlechtlichen Reize. Sie fordert und sie ermöglicht auch die relative Unempfindlichkeit gegen die unaufhörlichen Tücken der Reize aller Art, die uns necken und stechen, uns aber nicht von der geistigen und sittlichen Aufgabe abwendig machen dürfen. So wird die Tapferkeit zur Tugend für die geistige Kraft des Menschen, die sich gegen die Sinnlichkeit in den Dienst der Sittlichkeit stellt; zur Tugend des Geistes und des reinen Willens. Durch diese Bedeutung der Tapferkeit soll nicht der Werth der sinnlichen Kraft herabgesetzt werden; vielmehr wird sie dadurch gesichert und gefördert; nur nicht im Stande der Wildheit belassen. Wenn dagegen auch für die fortschreitende geistige Kultur die sinnliche Kraft, wie sie das ästhetische Auge reizt, erhalten und, womöglich, erhöht werden soll, so muß die sittliche Tapferkeit der sinnlichen Roheit und auch der Naivetät, mit der in der sinnlichen Kraft eine unbedingte Größe bewundert wird, erzieherisch entgegenwirken; und zwar gerade zu Gunsten der Sinnlichkeit, die sonst verweichlichen und erschlaffen würde. Die absolute Anerkennung der Sinnlichkeit ist ein Rudiment aus dem Stande der Wildheit. Diese aber stirbt bekanntlich aus.

. . . Der ästhetische Sinn, dem die Naturmacht der Liebe als das höchste Gut des Menschendaseins vorschwebt, ist in seinem Grunde ein mythischer Sinn; die Entwickelung der Poesie führt zu höheren Ansichten von der Liebe, als welche in ihrer Bedeutung als blinder Naturmacht liegt. Diese Naturmacht ist, wie das Schicksal, unbegreiflich und unentrinnbar; sie steht dem menschlichen Willen als eine fremde Gewalt gegenüber und der menschliche Wille steht rathlos vor ihr. Diese Ansicht von der Liebe ist die des romantischen Epos, das alle Kräfte des Geistes in Wunder und Zauber auflöst; die Poesie der Liebe läßt das Wunder wahrlich bestehen, wenngleich sie es in der Harmonie der Seelen widerspiegelt. Die Spontaneität des Geistes ist es überall in der Kultur, die auch Dem, was in der Natur richtig ist, die Geltung zu geben hat. Die Natur an sich ist weder gut noch schön; und ihre Macht, die blind ist, wirkt in der Krankheit nicht minder üppig als in der Gesundheit. Die Schicksalsmacht der Liebe wird daher auch als eine schwere Krankheit gedacht; und Aristophanes hat die Weisheit gehabt, die Romantik in Euripides darin zu kennzeichnen, daß er die Liebe als eine Krankheit schildert. So laufen hier die Extreme zusammen. Die Tapferkeit dagegen geht von der Gesundheit der Liebe aus, um sie vor Entartung zu schützen.

Marburg. Professor Dr. Hermann Cohen.



Reformkatholizismus.

Admonere voluimus, non mordere, prodesse, non laedere, consulere moribus hominum, non officere. Erasmus.

Keine Glattheit hat unsere Diplomatie angenommen, dabei eine Urbanität in den Formen, von der Bismarck viel lernen könnte. Der fand es manchmal angebracht, grob aufzutreten. Böse Menschen finden freilich in dem neuen Kurs und seiner übertriebenen Höflichkeit eine Portion Schwäche, tadeln das Streben, mächtigen Rivalen, etwa den Amerikanern, entgegenzukommen, als Mangel an Würde und meinen, Deutschland habe seit Bismarcks Abschied in der Völkerfamilie den alten Respekt verloren. Besonders deutlich zeigt sich der neue Stil in der Kirchenpolitik, in dem Verhältniß zum Katholizismus. Bülow, der Friedfertige, will natürlich auch hier Frieden um jeden Preis; Katholiken und Protestanten sollen sich zum Wetteifer um die höchsten Kulturgüter einträchtig zusammenfinden. Ein schönes Ziel. Wenn der Reichskanzler aber ruhig das Resultat seiner Bemühungen betrachtet, wird er bald merken, daß sie ganz andere Frucht gezeitigt haben. Nie war die konfessionelle Verhetzung größer als heute. Warum? Weil die Regirenden nur den extremen Katholizismus sahen und mit ihm gefährliche Bündnisse schlossen. Ein weitblickender Staatsmann sollte sich aber nicht von Eintagserfolgen blenden lassen, sondern Kulturpädagogik treiben; namentlich in der Schicksalsstunde, die über das Verhältniß zu den Katholiken entscheiden soll. Gerade jetzt haben wir ja eine Bewegung, die sich gegen Ultramontanismus und Jesuitismus richtet und die, wenn sie vom Staat unterstützt würde, eine brauchbare Grundlage für die Versöhnung der Konfessionen bieten könnte. Ich meine den „Reformkatholizismus". Hier mußte Bülow anknüpfen; hier war die Blüthe der katholischen Intelligenz und eine Lebensform des Katholizismus, die in den modernen Rechtsstaat paßt und die anstößigen Vorstellungen der kurialistischen Kanonistik, Moral und Dogmatik feierlich von sich weist. Einen Fehler hat sie freilich: sie trat nicht als Massenpartei auf, konnte keine für politische Zwecke gedrillte Truppe stellen. Die gerade brauchte man aber. So hielten die Machthaber, wie übrigens auch schon zu Bismarcks Zeit, sich an den Vatikan und das Centrum; und da Vatikan und Centrum vom Jesuitismus beherrscht werden, mußte man auch mit ihm paktiren. Der Kaiser besuchte Rampolla, Waldersee neigte vor Steinhuber, dem Vorsitzenden der Indexkongregation, ehrerbietig das Feldherrnhaupt und ging auch zum Jesuitengeneral, der, wie die offiziösen Blätter mit unfreiwilliger Komik verzeichneten „ja im selben Haus wohnt." Korum und Benzler wurden Bischöfe,

Schröder, eine Null, Dekan der neuen straßburger Universität, wo er nach Belieben die rückständigsten Elemente unter seinem Szepter vereinen konnte. Daß der Jesuitenparagraph fiel und die marianischen Kongregationen zugelassen wurden, war nach Alledem kaum noch überraschend.

Der Reformkatholizismus existirt für die Regierung nicht. Kein ihm Zugehöriger wird in ein Hirtenamt, auf eine Katheder berufen; und solche Berufung könnte doch den Frieden wirksam vorbereiten. Die Stellen, um deren Gunst Graf Bülow wirbt, werden und können sich nie mit der weltlichen Gewalt vertragen. Fameck, die Töchterschule in Trier, der Prozeß in Beuthen: diese Vorgänge haben laut genug gemahnt. Staunend hörten wir Katholiken, daß Protestanten eigentlich nicht auf einem katholischen Gottesacker begraben werden dürften; auf all unseren Friedhöfen liegen Katholiken und Protestanten neben einander und nie hat meines Wissens einer unserer Pfarrer diesen Zustand skandalös gefunden. Auch gegen paritätische Anstalten haben wir nichts; unsere höheren Anstalten sind mit wenigen Ausnahmen simultan. Natürlich regt sich gegen die Erneuerung mittelalterlicher Unduldsamkeit der furor protestanticus und die Folge ist eine Verhetzung, eine Aufwühlung konfessioneller Leidenschaften, wie sie kaum in der schlimmsten Periode des sechzehnten Jahrhunderts gesehen ward. Glaubt man in Berlin wirklich, ein protestantisches Reich könne mit einer von den Jesuiten beherrschten Kirche in dauerndem Frieden leben, ohne sich selbst um die Achtung der Bürger zu bringen? Die Jesuiten lehren, daß Ketzer Fälscher, Ehebrecher, Wahnsinnige sind und deshalb die Todesstrafe verdienen; selbst reuige Ketzer müssen sterben, wenn sie rückfällig werden. (Institut. jur. eccles. von Marianus de Luca 1, 142, 256). Wenn es nach den Jesuiten ginge, würden alle „Ketzer" ausgerodet. Nur Katholiken dürfen den Staat leiten. Konkordate kann der Papst, nicht aber der weltliche Kontrahent, einseitig aufheben; dadurch wird also jede Vereinbarung mit der Kurie zum Possenspiel. Lucas Buch — es enthält nur die Lehren, die der Verfasser als Rektor im Gregorianum zu Rom vorträgt — hat Papst Leo mit einem sehr schmeichelhaften Brief eingeleitet. Sämmtliche Lehrbücher der Jesuiten enthalten höchstens in Nebenpunkten Milderes; die Bedrohung der Ketzer und die Theorie von der Aufhebung des Konkordates ist auch bei Wernz und Tarquini zu finden und ähnliche Dinge stehen in dem vom Görresverein herausgegebenen Staatslexikon.

Für diese Ungeheuerlichkeiten wird nun der gesammte Katholizismus verantwortlich gemacht. Das ist das Allerschlimmste. Die Protestanten glauben nachgerade, daß der Katholizismus mit modernem Staatsleben unvereinbar sei; oder stellen sich, als glaubten sies. Wir Katholiken gelten als ein Pfahl im Fleisch des deutschen Reichskörpers, als Elemente, die man leider noch nicht beseitigen kann, die aber mit mißtrauischer Vorsicht betrachtet werden

müssen, als die inneren Feinde jeder Kultur. Wissen denn die Protestanten nichts vom Reformkatholizismus, der nur deshalb nicht rascher vorwärts kommt, weil er auch von den Regirungen ignorirt oder gar bekämpft wird? Der Aberglaube an die Einheit alles katholischen Strebens ist ein Unglück für den deutschen Katholizismus. Schon ein einziger Bischof von der Art der Bonomelli, Spalding oder Gibbons könnte einen Stützpunkt schaffen, von dem aus der Ultramontanismus bekämpft und die moderne Bewegung — aus der aber keine politische Partei hervorgehen soll — organisirt werden könnte. Die Regirung müßte die theologischen Fakultäten zur Umbildung der Jugend benutzen und dürfte nicht dulden, daß in ihrem Machtbereich ein beschränkter Fanatismus gezüchtet wird. Ist wirklich die gute Censur, die Deutschland, als das Land mit der relativ besten Lage der Katholiken, vom Vatikan bekommen hat, das höchste Ziel politischen Strebens? Und das vatikanische Urtheil ist nicht einmal richtig. In Mecklenburg, Sachsen, Braunschweig sind die Katholiken in eine Helotenstellung gepfercht, für die uns die macchiavellistische Freundschaft der Mächtigen keinen Ersatz bieten kann.

München. Dr. Joseph Müller.



Theodor Streicher.

Es ist vielleicht noch früh, über Theodor Streichers Kunst zu reden. Aber nicht verfrüht, denke ich. Daß er vierundfünfzig Lieder komponirt hat, die ein echtes Empfinden verrathen und ohne Umschweif und Ziererei sagen, was sie wollen, die voll Musik sind und voll mannichfachen Lebens: Das allein würde ihn kaum aus der Schaar unserer tüchtigeren jungen Komponisten herausheben. Was ihn heraushebt, ist seine stilbildende Kraft, etwas Revolutionäres — oder soll ich sagen: Reaktionäres? —, Etwas, das sich sonderbarer Weise gerade gegen Hugo Wolf und seine Schule zu richten scheint, so sehr Streicher sich auch gerade an diesen Meister anlehnt, so innig er ihm in vielen Kammern seiner Seele vertraut und verwandt ist. Wer Streichers Eigenart, so weit sie bis heute Form gewonnen hat, erkennen will, thut gut, sich auf seinen Wunderhornband zu beschränken, auf die dreißig Volkslieder, die inhaltlich und literarisch eine Einheit bilden und auch musikalisch als ein Ganzes betrachtet werden wollen, wie das gelegentliche Wiederkehren verwandter musikalischer Motive in verschiedenen Gedichten andeutet. Ein paar Gesänge aus der späteren Folge, wie das litauische „Lied des jungen Reiters" und Stindes poesievoller „Winterfrühling", können als Anhang mit einbegriffen werden.

Ich sagte, Streicher sei revolutionär-reaktionär. Das kündet sich schon auf dem Titel seiner Liederhefte an. Es war wie ein Brechen mit einer hundertjährigen schlechten Gewohnheit, als Hugo Wolf die „Begleitung" auf gleiche Stufe mit dem Gesang stellte und Lieder „für eine Singstimme und Klavier" herausgab. Die meisten Modernen sind ihm darin, wie in allem Anderen, gefolgt. Bei Streicher heißt es jetzt auf einmal wieder: „Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte"; und sieht man sich die Kompositionen an, so halten sie, was der Titel verspricht: ganz allem Wagnerthum, ganz der Art Wolfs widersprechend, ist die Stimme wieder die alleinige Trägerin des Liedes nach seiner ganzen melodischen und rhythmischen Struktur und das Klavier ist nur da, sie zu stützen und durch allerlei kontrapunktische Leckerbissen zu würzen. Freilich baut Streicher trotzdem auf Wolfs Grundlage; denn auch Wolf hielt in seinen Couplets und Volksliedern (Beispiel: Mörikes „Agnes") die alte Liedform fest, fester sogar als Streicher. Aber auf das Vereinzelte kommt es hier nicht an, sondern auf das Prinzip, auf den Typus. Streicher läßt dem wagnerischen Sprechgesang nicht die Vorrechte wie Wolf; er hat wieder Freude am Singgesang. Daß dieser aber nicht abermals ein Singsang wird noch die Begleitung ein Klingklang: darin erweist sich seine Originalität. Die Bevorzugung der Singmelodie ist schon dadurch begründet, daß die Texte Volkslieder sind. Doch es ist eben bezeichnend, daß gerade sie Streichers Lust am musikalischen Gestalten weckten, daß er gerade in ihnen auf künstlerische Probleme stieß, die, so alt sie sind, bisher kaum ernsthaft ins Auge gefaßt worden waren.

Das strophische Lied so durchzukomponiren, daß es ein Lied in Strophen bleibt, nur nicht mit der hergebrachten Beschränkung, daß alle Verse über einen Leisten gespannt werden müßten; den Worten dieses Liedes eine volksthümlich faßliche Melodie zu geben, die dennoch zugleich seine natürliche, vernünftige Deklamation darstellte; den Rhythmus der selben Worte zum Rückgrat dieser gesungenen Melodie zu machen, dem sich dann in der Begleitung bewegliche Schwingen gesellten; in dieser Begleitung, trotz ihrer Bescheidenheit, harmonische Reichthümer zu finden, bei denen selbst der verwöhnteste Geschmack auf seine Kosten käme: Das war Streichers Ziel. Wie die Texte dieser Volkslieder mit ihrem poetischen Gerüst verfahren, mit Takt und Reim, zärtlich, aber skrupellos: genau so verfährt ihr Komponist mit seinen musikalischen Mitteln, mit Takt und Ton. In seiner Komposition sind es denn auch Volkslieder geblieben. Diese vielen Wunderhornweisen im Sechsachteltakt, dem alten Rhythmus des Jägerliedes, diese Ländler, Schnadahüpfln und Märsche scheinen ihren Texten von Anfang an zugehört zu haben, so passen sie ihnen auf den Leib; man meint oft, sie schon längst zu kennen. Und dennoch sind die Gedichte Zeile vor Zeile so sinngemäß deklamirt, daß sie keinem modernen Kunstlied Etwas nachgeben.

Das erreichte Streicher durch ein paar höchst einfache Kunstgriffe, die er mit dem naiven Raffinement des geborenen Künstlers anwendet. Sein musikalisches Fühlen ist durchaus modern. Er mischt gern fernverwandte Tonarten und läßt die Disharmonien rücksichtlos zusammenprallen; die Intervalle seiner Singmelodien sind kühn und vom Blatt oft schwer zu lesen, hören sich aber trotzdem einfach an, da die Begleitung ihre enharmonischen Sprünge unterstützt. Besonders gern fällt so eine Melodie ganz unvermittelt in eine neue Tonart, in der sie dann gemach verbleibt; wie sehr gerade diese höchst moderne Willkür den musikalisch-unmusikalischen Gepflogenheiten des „Volkes" entspricht, scheint schon Wagner beobachtet zu haben. Denn genau so (ich glaube, Bulthaupt hat zuerst darauf hingewiesen) singt der junge Seemann im ersten Akte des „Tristan" sein Lied, dessen Umkippen in andere Tonarten nichts modern Gesuchtes oder Gekünsteltes ist, sondern eine musikalische und psychologische Finesse: das musikalisch unerzogene Volkskind hält eben nicht Ton. Auch Streichers Volkslieder sind so; es handelt sich also in ihnen nicht etwa um Lieder für das Volk, sondern um eine künstlerische Darstellung des Volkes im Lied.

So steht es auch mit dem Rhythmischen. Wie die singenden Soldaten auf dem Marsch den guten Taktheil bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß aufschlagen, so verschiebt auch Streicher den Takt, ohne ihn darum aufzulösen; und er kanns um so eher wagen, als gerade seine Rhythmik ungemein straff ist, ein unablässiges Wechselspiel gespannter und gestreckter Muskeln, wie bei einem galoppirenden Pferd. An seinen starkknochigen und zugleich so gelenkigen, schwierigen und wiederum schlichten Liedern ist mirs klar geworden: was wir so als „Volkslieder" anzusehen pflegen, all diese lieben, im engen Kreis der Kadenz mit rührender rhythmischer Enthaltsamkeit daherschlendernden Lieder der Silcher und Genossen bis zum großen Brahms hin, — im Grunde sind es sammt und sonders kraftlose Mendelssohniana! Das alte deutsche Volkslied, das sich im fünfzehnten Jahrhundert aufschwang und im sechzehnten alle Landstraßen und Werkstätten durchhallte, hat anders geklungen. Volkslieder sind, besonders sobald es über das einfache Liebeslied hinausgeht, selten rein lyrisch. Zu epischen Gesängen, zu Balladen wachsen sie sich freilich auch nicht aus; sie sind eben vielfach zufällig aus Einzelstrophen zusammengesät, wie eine Blumenwiese; ihre Dialoge sind locker, die Situationen schwankend und nur die Vorstellung, die vorstellende Phantasie des Singenden bindet sie in Eins. Um solche Gedichte musikalisch zu gestalten, darf daher die Lyrik, obwohl sie den Grundton giebt, nicht wuchern; dramatische Accente sind hier und da nothwendig, aber auch gefährlich; und epische Schildereien würden der Phantasie sogar sehr unwillkommene realistische Grenzen setzen. Knappheit ist also die Hauptforderung

[illegible] Balladen, eine Musik, die die Phantasie herrlich angeregt und ihr zugleich die ganze Unendlichkeit offen läßt.

Nun ist Streicher eine spröde Natur. Seine Klavierbegleitung ist mager und herb, ihr fehlt der klangliche Charme eines Schumann oder Wolf; seine Mache erinnert an grobe Holzschnitte, ähnlich wie die Zeichnungen Salters zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Gerade ihm liegen daher diese Texte, in denen nur die Sache spricht, nicht das Drum und Dran, in denen die „Stimmung" nur widerwillig, und dann freilich um so mächtiger wirksam wird. Es ist ein Unterschied, wie ihn Klinger für Malerei und Zeichnung festgestellt hat. Bei Hugo Wolf, bei Wagner, Bruckner ist Alles Farbe, Farbe von oft böcklinischer Tiefe und Leuchtkraft; das Kunstwerk erfüllt und sättigt die Vorstellung wie das Ohr, der Hörer schwimmt im Klang. Streicher dagegen ist Zeichner. Er deutet an. Er vertheilt nur Licht und Dunkelheit, er läßt das Wenige kräftig heraustreten und überläßt das Uebrige der Kombinirkraft des Hörers.

Als Beispiel mag das Lied „Der Schildwache Nachtlied" dienen. Ein einsamer Soldat hält draußen im Feld ein Selbstgespräch, ein Zwiegespräch mit seiner Liebsten. Die Worte des Mädchens, die seine Sehnsucht sich aus dem Dunkel erhorcht — „Ach, Knabe, sollst nicht traurig sein" und „Stehst Du im Feld, so helf' Dir Gott" —, dringen unverschleiert und unerklärt in sein Ohr; so sehr ist er in Einsamkeit versunken. Mitten aber in seiner Antwort schrickt er auf: „Halt! Wer da?" „Rund!" tönt es zurück. Kurze Fragen und Antworten. „Bleib mir vom Leib!" hören wir noch rufen, zugleich zwei, drei Säbelkreuzungen klirren: und Alles ist still. Wache und Runde — oder waren es Feinde? — von der Nacht verschluckt. Keine Spur von moderner Tonmalerei. Mit ein paar Strichen ist die Szene wie von einem Menzel hingehauen. Hier verräth sich auch schon das eigenthümlich rhapsodische Element in Streicher: seine Neigung zum Dramatischen und zur Ballade. Manche Wunderhornlieder sind kaum noch Lieder, nicht einmal Balladen zu nennen, sondern Darstellungen einer höheren Gattung. Man empfindet sie unwillkürlich als greifbar verwirklicht, als gespielt, von einem Chor begleitet, der das Echo des Widerstandes, der Zustimmung, des Schreckens abgeben müßte. Ich denke da besonders an das mächtige „Nun laßt uns singen das Abendlied", dessen Schlußtakte die lange unterdrückte Wuth plötzlich zu solchem Ausbruch kommen lassen, daß ich mir immer ein bebendes, kreischendes Publikum hinzudenke.

Die stilschöpferische Kraft eines Künstlers zeigt sich besonders deutlich wenn er den Charakter einer Kunstgattung äußerlich wahrt, ihrem Inhalt aber eine solche Fülle giebt, daß die Form zu zerspringen droht. Sie wird zerspringen und neue Formen werden die freigewordene umgrenzen. Immer schafft sich der Inhalt die Form; nie war es anders.

Unter Streichers Wunderhornliedern sind zwei, die inhaltlich nicht nur das augenblickliche Leben irgend eines noch so typischen Soldaten, Jägers oder Landmannes erschöpfen, sondern in denen mehr steckt: ein Volk, eine Weltanschauung. Das eine ist kein schon berühmt gewordenes „Erntelied“. Streicher hat das alte, gewaltige Lied vom Schnitter Tod in ein Lebenslied umgewandelt. Fünfmal zählen die Verse des Gedichtes die Verwüstungen des Mähenden auf; fünfmal heißt es: „Hüte Dich, schön's Blümelein“; der Schlußvers: „Trotz! Komm, Tod, ich fürcht' Dich nit!“ kann dem Eindruck dieser Strophen schon quantitativ nicht Stand halten. Anders in Streichers Komposition. Hier hat die Schlußstrophe durch eine Wandlung des Themas eine solche Wucht bekommen, daß sie in ein paar Takten den ganzen Todesjammer entzweischlägt, worauf sich dann der schöne Choral „Freue Dich, schön's Blümelein“ in seliger Sicherheit wie ein Strom in der Ebene verbreitet. Von gleicher Größe sind die Kirchweihverse des Abraham a Santa Clara. Auch ein Lebenslied, aber ein feuriges, derbes, ein stampfender Wirbel wie Rubens' Bauernhochzeit.

Das sind Leistungen. Und Streicher ist, trotz diesen reifen Schöpfungen, noch so jugendlich, daß wir viel von ihm hoffen dürfen. Seine Musik ist voll von Anklängen an die Schöpfungen früherer Meister: Wolf, Bruckner, alte Volkslieder, selbst Berlioz glaube ich einmal herauszuhören; und er bringt Citate, ohne sie irgend zu bemänteln. Merkwürdig ist dabei, daß dennoch das Ganze so durchaus streicherisch klingt. Uebrigens hat er außer den Volksliedern und Balladen noch andere Dichtungarten gepflegt. Auf bisher fast unbebautem Feld fand er die Burleske. Ein paar Kleinigkeiten von Dehmel hat er ganz köstlich herausgearbeitet; in der einen (der Parodie „Tiefsinn“) bringt er am Schluß einen Walzer, neben dem sogar der von Wolf (in Mörikes „Abschied“) verblaßt. Auch Sprüche giebt er uns; ihnen reiht sich Dehmels Apostrophe an Klinger an. Ja, dieser Hymnus an Klinger! Dieser große Hymnus von nur elf Takten! Eine von den Offenbarungen, die aus höherer Welt komm n, ein Zauber, vergleichbar dem, der uns umfing, als wir den Gesang Weylas zum ersten Mal vernahmen. Das Wissen von der Ewigkeit des Geistigen geht Einem da wieder auf, wie in der Vorahnung einer neuen Liebe.

Sprach ich zu laut? Seis drum: so wird es weiter hallen. Denn ein Held ist auf seinem Wege. Noch sind es meist nur Präludien, die er uns hören ließ. Aber es wird kaum mehr lange dauern, bis wir eines Tages Feuer aus Bergen brechen sehen, die Alle in ewigem Schlummer wähnten. Das soll ein Fest geben.

Gustav Kühl.



Anzeigen.

Aus einem Flüchtlingsleben (1833 bis 1839). Die Geschichte meiner Kindheit. Von Claire von Glümer. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden, 1904. 4 Mark.

Die Kindheitgeschichte der feinsinnigen und vielverdienten Schriftstellerin und Uebersetzerin Claire von Glümer in Dresden, die sie aus treu bewahrten Erinnerungen und nach den Briefen ihrer Mutter erzählt, ist nicht nur ein vortrefflich geschriebenes, fesselndes Buch, sondern eine in ihrer Art ganz einzige literarische Erscheinung von außerordentlichem historischen Werth. Claire von Glümer hat ihre Kindheit auf unablässigen Wanderungen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und wiederum Frankreich verbracht, denn ihr Vater, der braunschweigische Notar und Advokat Karl von Glümer in Blankenburg, ein alter Burschenschafter und Vorkämpfer für die künftige Herrlichkeit des Deutschen Reiches, mußte nach vorangegangenen Ausweisungen aus Braunschweig, München, Meiningen, Dresden, Kassel und Offenbach den Wanderstab nach Frankreich setzen und wurde auch in der Fremde ruhelos von Ort zu Ort getrieben. Der bittere Spott, mit dem Dingelstedt in seinem besten Gedicht, „Die Flüchtlinge", den exilirten Deutschen erzählen läßt:

> „Ich sprach einmal ein freies Wort
> In Sachen der Tscherkessen,
> Da jagten sie von Haus mich fort,
> Nachdem ich lang gesessen",

traf auf den Vater unserer Erzählerin beinahe zu; die Summe von Leid, Mangel, Strapazen, mit denen der liberale Publizist und seine unschuldige Familie heimgesucht wurde, stand in gar keinem Verhältniß zu seiner Schuld, selbst wenn man sich auf den Standpunkt des äußersten Konservatismus und der Ruheseligkeit der Restaurationperiode zurückversetzt. Claire von Glümers Erinnerungen sind die Wiederbelebung von Zeiten, Zuständen und Erlebnissen, von denen das lebende Geschlecht meist keine Ahnung hat. Der Verfolgungeifer jener Jahrzehnte drängte die entgegengesetztesten Naturen und Anschauungen in eine wunderliche Gemeinsamkeit der Schicksale zusammen. In ihren lebendigen Bildern aus den Flüchtlingskreisen gewährt die Verfasserin einen Rückblick auf den bitteren Ernst und den gelegentlichen Humor dieser Schicksale; ihre Charakteristiken verschollener politischer Märtyrer sind in aller Schlichtheit kleine Meisterstücke: ein ganzes Geschlecht von Strebern und Kämpfern, die in der Hauptsache Recht und in hundert Einzeldingen Unrecht hatten, tritt vor unseren Blick. Selbst die Karikaturen darunter, an denen es nicht fehlte, gewinnen in Claire von Glümers Darstellung mitleidige Theilnahme. Die Krone und der Kern der sämmtlichen Aufzeichnungen ist freilich das pietätvoll gezeichnete Bild ihrer Mutter Charlotte von Glümer, geborenen Spohr, einer Gestalt von unsäglich wehmüthigem Reiz, die Neubelebung eines Frauengeschickes, das an schmerzlichen Erfahrungen nur allzu reich war und in dem die ganze wortlose Liebe, Opferfähigkeit und tapfere Zuversicht einer weiblichen Natur aus alter Zeit zu Tage kommt. Wo man auch die Erinnerungen aufschlägt, da fällt das hellste Licht auf die Erscheinung der Mutter und Alles wird zur Apotheose des Entschlusses, mit dem Frau von Glümer 1833 den schweren Weg ins Exil antrat: „Verdamme mich nicht, daß ich Karl begleite, richte mein Thun nicht nach seinen vielleicht unglücklichen Folgen, beurtheile mich nach meinem Wollen!"

Dresden. Professor Dr. Adolf Stern.

Stimmen toter Dichter. Mit dem Bilde und Faksimile der Ulrike von Levetzow. Hannover, Otto Tobies. 2,50 Mark.

„Stimmen toter Dichter“ nenne ich diese Blätter, weil aus Briefen, Versen oder Erinnerungen, eigenen und fremden, die persönliche Eigenart der hier behandelten deutschen Dichter zu uns redet. Das Buch will weder eine sogenannte „gelehrte Arbeit“ noch eine höchst überflüssige Sammlung von Aufsätzen über Dichter sein. Es bietet neue Erinnerungen, frische Blumen von den Lebenspfaden oder vom Grabe poetischer Lieblinge des deutschen Volkes, öfters auch bisher ungedruckte Thatsachen und Bekenntnisse.

Eisenach. Dr. Gustav Adolf Müller.

Funken. Zeitschrift freier Richtung. Herausgegeben von Walter Schulte vom Brühl, Verlag von Friedrich Rothbarth in München.

Die von mir herausgegebene Monatsschrift will in erster Linie die belletristische Skizze pflegen. Daneben bringt sie, von reichem Buchschmuck begleitet, Essays, Plaudereien, Dialoge, Satiren, Gedichte, Epigramme und Aehnliches. Die Redaktion schreckt, ohne sie direkt aufzusuchen, vor den gewagtesten Stoffen nicht zurück, wenn sie nur künstlerisch dargestellt sind und keine unkünstlerische Nebenabsicht verrathen. So sind die „Funken“ allerdings kein Blatt für Höhere Töchter. Sie wollen ein Organ für verfeinerte Lebenskunst sein, das ohne Pruderie allem Schönen und menschlich Berechtigten vorwärtshilft und alles Unschöne und Unberechtigte in Kunst, Politik und Leben bekämpft.

Wiesbaden. W. Schulte vom Brühl.

Orchideen. Seltsame Geschichten mit Buchschmuck vom Professor Ignatius Taschner. Albert Langen, München. 2 Mark.

Harakiri ... Es ist mir vollständig gleichgiltig, ob meine unter dem Titel „Orchideen“ gesammelten neunzehn Geschichten sich den üblichen Regeln der Schilderungskunst anpassen oder nicht. Viele glauben, weil auch so mancher „Klassiker“ erschreckend langweilig gewesen, müsse man trachten, in epischer Breite zu glänzen. Dieser Standpunkt hat sicher Werth; denn durch seine Unerträglichkeit muß er schließlich eine Revolution der dichterischen Ausdrucksweise zeugen. Einigen aber paßt er nicht; und ich möchte gern zu Diesen zählen. Durch Jahre langes qualvolles Bemühen habe ich mir die Fähigkeit errungen, nach Belieben Visionen vor mein inneres Auge zu rufen, und der Wunsch, diese Gesichte so dicht wie nur möglich an die Seele des Lesers zu rücken — wie man etwa, einen Abdruck zu schaffen, die photographische Platte an das lichtempfindliche Papier fügt —, zwang mich, manchmal abgerissene Szenen und Sätze zu bilden. Sollen die Geschichten (und ich meine damit besonders „Das Präparat“, „Chimäre“, „Der Schrecken“, „Bologneser Thränen“, „Der Opal“ und „Der Mann auf der Flasche“) die Wirkung auslösen, die ich beabsichtigte, sollen sie die magische Reproduktion auf der Netzhaut der Seele wirken, so genügen nach der Lecture einige Momente abwartenden Augenschließens, um die Visionen lebendig werden zu lassen. Alle aber, denen die Gabe des inneren Schauens versagt ist, müssen sich wohl an dem erzählerischen Inhalt genügen lassen.

Wien. Gustav Meyrink.

Geheimnißkram.

Der Herausgeber der „Zukunft“ hat vor acht Tagen die Meinung ausgesprochen, Herr Dernburg werde schon wissen, was er mit dem neuen Gelde der Darmstädter Bank anfangen solle; man dürfe ihm nicht verübeln, daß ers nicht durch die Gassen schreit und nicht selbst zum Herold seiner Absichten wird. Auf die Gefahr, daß auch anderen Leuten dieses Schweigerecht, von dem mein Kodex der Finanzkritik bisher nichts wußte, zugesprochen wird, fragt mein beschränkter Unterthanenverstand neugierig nach dem Zweck der jüngsten Anleiheoperation des Herrn von Rheinbaben. Sicher weiß auch der preußische Finanzminister, was er mit dem neuen Geld anfangen solle. Damit aber ists doch nicht gethan. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Kapitalsvermehrung der Bank für Handel und Industrie der neusten Kapitalsvermehrung Preußens zu vergleichen. Warum soll Preußen nicht neue Schulden machen, warum die Darmstädter Bank nicht ihr Kapital erhöhen? Alle Staaten machen ja neue Schulden und alle Banken erhöhen ihr Kapital. Erste Uebereinstimmung. Wenn nun aber Preußen und die Darmstädter Bank neue Geldmittel brauchen: warum wählen sie als Zeitpunkt für die Befriedigung ihrer Wünsche just den Oktobertermin, den man sonst zu vermeiden pflegt? Und warum giebt Preußen sowohl wie die Darmstädter Bank für eine Nebensache aus, was doch die Hauptsache ist und deshalb auch als solche erscheinen sollte? Warum erfolgt Dernburgs Kapitalserhöhung „im Anschluß“ an die Transaktion mit Warschauer, die Rheinbabens „im Anschluß“ an das Kreditgeschäft des Reiches? Noch eine vierte Aehnlichkeit ist übrigens zu verzeichnen. In beiden Fällen wirkte der Entschluß, neue Mittel zu suchen, völlig überraschend; die Sachen mit Warschauer und mit den Reichsschatzscheinen waren zwar schon ruchbar: dennoch ahnte Niemand, welche Hauptsachen diesen Nebensachen folgen würden. Fünftens war in beiden Fällen ein heftig angefeindetes Manöver vorausgegangen, das sich auf eine Bergwerksgesellschaft bezog und einem Depossedirungversuch mehr oder minder ähnelte: hier Luxemburger, dort Hibernia. Hand aufs Herz, verehrter Leser: Du hast in Deinem Tageblatt unterm Strich schon manchen schlechteren Sonntagszwangsvergleich gefunden.

Herr Harden hat mich nicht zu überzeugen vermocht, daß ich Unrecht hatte, als ich die Kapitalsvermehrung der Darmstädter Bank auf Verlegenheitmotive zurückzuführen versuchte. Der Verlauf der deutsch-luxemburger Generalversammlung hat mich in meiner Auffassung sogar noch bestärkt. Die Riesenmehrheit für einen Vorschlag, zu dessen juristischer Frontaldeckung man erst Meister Kempner aus Berlin nach Bochum rufen mußte, giebt zu denken. Herr Justizrath Kempner, den ich bewundere, war gewiß nicht nur deshalb in Bochum, weil er zufällig im Aufsichtrath der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft sitzt. Interessant war auch, daß, wie Herr Dernburg vor dem Beginn der Verhandlungen mittheilte, 1136 Aktien, darunter 786 von der Darmstädter Bank, weil sie zu spät deponirt worden waren, nicht mitstimmen durften. Daraus mag man erkennen, mit welchem Eifer die Darmstädter Bank oder Herr Dernburg oder deren Freunde — der Hochstand moderner Beruhigungtechnik zwingt uns ja zu vorsichtigster Wahl der Ausdrücke — gearbeitet haben müssen, um für die Nivellirungvorschläge der Verwaltung die große Mehrheit zusammenzutrommeln. Ich behaupte nicht, daß die

luxemburger Geschichte das einzige Motiv zur Kapitalsvermehrung war, sondern nur, daß beide Aktionen zusammenhängen; und aus diesem Gedankengang kann mich die Thatsache nicht vertreiben, daß Herr Dernburg in Aussehen und Manieren einem Bewohner von Montmartre zu gleichen liebt. Ein Montmartre-Genie braucht er darum durchaus noch nicht zu sein. Uebrigens wüßte ich nicht, welche Bankdirektoren durch höfliches Grinsen von ihm abzustechen bestrebt sind. Wer den Verkehr unserer Bankdirektoren mit den Meinungmachern beobachtet, wird bald merken, daß da von solchem Mienenspiel nicht viel zu spüren ist. Mir wird, zum Beispiel, gesagt, die „Woche" würde vergebens einen Preis auf einen snapshot aussetzen, der in den Zügen des mit einem Journalisten sprechenden Herrn Fürstenberg ein Grinsen verräth. Ich kann nur bedauern, daß der Herausgeber der „Zukunft" in einer, wie ich glaube, ungerechten Anwandlung seines unbezähmbaren Gerechtigkeitsinnes diesen Unnahbaren bei ihrer oft schon lächerlichen Geheimnißkrämerei die Stange hält. Minister und Bankdirektoren! Ich weiß: Herr Harden hat — gewiß mit Recht — von manchem Minister keine allzu hohe Meinung; aber ich möchte behaupten, daß selbst der Lange Möller noch immer mehr leistet als mancher unserer Bankdirektoren, deren Mehrzahl ihre Stellung ausschließlich der Protektion verdankt und die nicht um ein Haar mehr verstehen, nicht um einen Zoll weiter blicken als der allerletzte der Jobbers, die sich aber zu blähen wissen, wie die Frösche in Aesops Fabel, weil man ihnen Hunderte von Millionen zur Verwaltung anvertraut hat. Und was nun Herrn Dernburg betrifft, mit dem man sich vielleicht gar nicht so viel beschäftigen sollte, so gehöre ich nicht zu Denen, die an seine Divinität glauben. Er kann rechnen und hat den Muth zur Rücksichtlosigkeit. Das sind zwei nicht zu unterschätzende Eigenschaften, die aber noch lange nicht das Ideal eines Bankdirektors ausmachen, auch nicht des „modernen", im Gegensatze zum Bankdirektor vieux jeu nach der Art von Siemens und Hansemann.

Herr von Rheinbaben, der Herrn Dernburg in keinem Zug ähnelt, wird uns wenigstens später einmal mittheilen, wozu er die 70 Millionen gebraucht hat, die er jetzt plötzlich durch Schatzscheine erwirbt. Soll diese Emission etwa den Erfolg des Hiberniaplanes sichern? Die zweite Hibernia-Versammlung ist für den zweiundzwanzigsten Oktober anberaumt. Die Möllerpartei verfügt jetzt über die absolute Mehrheit; freilich nicht über die qualifizirte, die zur Verstaatlichung nöthig wäre. Aber warum auch nur über die absolute, die immerhin schon eine gefährliche Macht verleiht? Weil die Finanzgruppe der Hibernia nicht Alles aufbot, um den Gegner aus dem Feld zu schlagen, sondern gerade nur genug, um sich ihn vorläufig vom Leib zu halten. Ich möchte wissen, wie der Generaldirektor Behrens darüber denkt. Die wahre Liebe ists jedenfalls nicht. Auf ein paar Millionen mehr oder weniger durfte es der Handelsgesellschaft und Bleichröder nicht ankommen; nicht eine einzige Aktie, die sie kaufen konnten, durften sie sich entgehen lassen. Noch ist Polen nicht verloren, aber die Situation ist schwieriger geworden, weil die alte Hibernia Gruppe es an Wärme fehlen ließ. Wer bei Bankdirektoren ideale Gesinnung sucht, wird enttäuscht werden. In diesen Herzensschreinen ruhen keine Schätze und sie bleiben verschlossen, weil man sonst schnell ihre Leere erkennen und alle Illusionen aufgeben würde. Dis.

Notizbuch.

Wer seinen Gegner ins Unrecht setzen will, braucht ihm nur einen Unsinn auf die Lippe zu legen. Das thut Dis, um zu beweisen, daß seine Auffassung richtig, meine falsch ist. Er stellt mich den Lesern als einen Thoren vor, der in den Herzen der Bankdirektoren ideale Gesinnung sucht und sich über die Bedeutung dieser Leute höchst kindliche Illusionen macht. Sehr nett; nur wird er kein von mir gesprochenes oder geschriebenes Wort finden, das diese Unterstellung bestätigt. Weder halte ich Bankdirektoren für Idealisten noch wünsche ich auch nur, daß sies seien. Mit anständigen Mitteln gute Geschäfte zu machen: Das allein ist ihre Aufgabe. Ihre Psyche kann mich nur interessiren, wenn ein Zufall mich mit ihnen in Verkehr gebracht hat. Dis klagt, daß ich ihnen die Stange halte. Meinetwegen; dann wollen wir aber bei dieser Stange bleiben. Er meinte, der Entschluß der Darmstädter Bank, sich jetzt dem Hause Robert Warschauer & Co. zu verbünden, sei eine Folge des luxemburger Handels gewesen. Ich halte diese Ansicht für unrichtig und bewies, daß schon im Kommanditvertrag die Umwandlung des Hauses Warschauer für das Jahr 1905 vorgesehen war. Daran knüpfte ich den Rath, den Bankdirektoren nicht zuzumuthen, daß sie ihre Geschäftsgeheimnisse den Journalisten ausplaudern. Unerhört, sagt Dis; dann braucht uns ja der Finanzminister auch nicht zu sagen, wofür er den Ertrag der neuen Schatzscheine verwenden will. Sehr richtig; braucht er auch nicht. Seine Instanzen sind: Staatsministerium und Landtag; die des Bankdirektors: Aufsichtrath und Generalversammlung. Da haben sie Rede zu stehen; sonst nirgends. Wir haben uns daran gewöhnt, daß der Hauptzweck aller Vorgänge des deutschen Lebens ist, photographirt zu werden, und daß unsere kümmerlichen Heroen zur rechten Zeit stets in die Kamera gucken. Sind wir nun schon so weit, daß es auch bei der Beurtheilung der für Staat und Gesellschaft zu machenden Geschäfte darauf ankommt, ob den Schreibern früh genug die fällige Sensation geliefert wurde? Wenn die Herren aus dem Quell schöpfen dürften, kämen sie ja um den lohnendsten Theil ihrer Destillirarbeit und wir um den Genuß, uns täglich ihrer Düfteleien und Kombinationen zu freuen. Einstweilen wirds bei dem „Schweigerecht" bleiben; bis wir auf politischem und finanziellem Gebiet endgiltig aufhören, ernsthaft zu handeln. Und die Journalisten, die sich, um Geheimnisse zu erwittern, in die Nähe der Bankdirektoren drängen, dürfen nicht klagen, wenn sie belogen werden. Auch was Dis über die Generalversammlung der Luxemburger sagt, halte ich nicht für richtig. Herr Kempner war in Bochum, weil er, als Aufsichtrathsmitglied, dort zu sein hatte; das selbe Recht und die selbe Pflicht führt ihn im Lauf des Jahres in sehr viele Generalversammlungen und zwingt ihn oft zu beträchtlich weiteren Reisen. Wenn die Darmstädter Bank eifrig für die Stärke ihrer Mehrheit gearbeitet hätte, dann hätte sie vor allen Dingen doch verhütet, daß 786 ihrer Aktien durch verspätete Anmeldung um das Stimmrecht kamen. Erweislich wahr ist aber, daß sie sich nicht einmal bemüht hat, ihr bekannte Aktionäre für den Plan der luxemburger Verwaltung mobil zu machen; und daß ansehnliche Aktienposten, die für diesen (nach meiner Ueberzeugung sehr gescheiten) Plan gestimmt hätten, in Bochum gar nicht vertreten waren. Im Allgemeinen wenigstens, scheint mir, ists wünschenswerth, daß man die Vorgänge kennt, die man öffentlich kritisirt. Der Handelsgesellschaft und der Firma Bleichröder wird vorgeworfen, sie hätten nicht genug Hibernia-Aktien gekauft. Sie haben genug gekauft, um nach Recht und

Gesetz die Verstaatlichung abwehren und das Aktienkapital erhöhen zu können. An die Möglichkeit einer Umgehung des Gesetzes und einer Verleugnung des Rechtes brauchten sie nicht zu denken. Und wenn sie, mit gutmännischer Skrupellosigkeit, noch ein paar Millionen gekauft hätten, wäre der Kurs durch den Wettbewerb beider Gruppen auf 300 getrieben und sie wären, nicht ohne jeglichen Grund, wegen unvorsichtigen, unsoliden Gebahrens auf Holzpapier hart getadelt worden. Männer von der Kraft, dem nie schwindligen Gewissen Hansemanns und von dem klugen Cynismus Georgs von Siemens hätten sich über solche Anfechtung freilich lächelnd hinweggesetzt; ihre Epigonen bekümmern sich leider viel zu viel um die Zeitungjustiz und ärgern sich vor Tisch an dem dümmsten Entrefilet fast noch mehr als bei Tisch an einem verdorbenen Trüffelgericht. Damit ist schon gesagt, daß ich sie nicht für große Männer halte; nach ihren sichtbaren Leistungen immerhin aber für im Durchschnitt sehr tüchtige Geschäftsleute. Dis findet, Herr Möller leiste mehr als mancher Bankdirektor. Ich gönne dem Handelsminister dieses gerade jetzt überraschende Lob, glaube aber, daß er sich nicht ein halbes Jahr lang auch nur an der Spitze einer mittleren Bank halten würde. Glaube? Der Beweis ist ja längst erbracht. Wer in der günstigsten Zeit aus dem brackweder Kupferhammer nichts zu machen verstand, würde im Gedräng modernen Banklebens keine neidenswerthe Rolle spielen und könnte sich neben Finanztalenten vom Schlage der Gwinner, Steinthal, Fürstenberg, Rathenau, Gutmann, Dernburg — um nur ein paar zu nennen — auf die Länge nicht behaupten. Die Meinung, die meisten Bankdirectoren verdankten ihre Stellung einer Protektion und verstünden nicht mehr, blickten nicht weiter als der kleinste Jobber, kann ich zwar, als höflicher Mann, verzeichnen, aber, beim besten Willen, mit ernstem Gesicht nicht diskutiren. Bleibt noch die Frage nach den Umgangssitten des Herrn Dernburg. Ich finde sie gut, einfach, natürlich, im Lebensstil eines klugen, vielleicht etwas hastig assoziirenden Menschen. Dis findet sie schlecht. Ich kenne diesen Bankdirektor ein Bischen, Dis kennt ihn gar nicht. Wer mir unterschiebt, ich hielte ihn für ein Genie und glaubte an seine Gottähnlichkeit, läßt mich eben einen Unsinn reden, der mir nie einfiel, und macht sich die Polemik damit denn doch wohl allzu leicht. Ich weiß, trotz allem Gegengerede, daß andere Bankherrscher die Journalisten huldvoller behandeln als dieser skeptische Sohn eines unserer besten Journalisten und daß Herrn Dernburg oft schroffes und barsches Wesen nachgetragen wird. Ich wünsche, daß er sich nicht ändere und daß sein Beispiel auf die Kollegen wirke. Ich wiederhole: „Kritisirt die Minister und die Bankdirektoren so oft und so unerbittlich, wie Ihr wollt (und dürft), aber verlangt nicht von ihnen, daß sie Euch sagen, was sie, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, oft dem Freund selbst verbergen müssen". Und füge den Rath hinzu, die Bankdirektoren, ohne sie jemals anzureden, ohne einen Wink noch ein Wetterzeichen von ihnen zu erwarten, zu wünschen noch gar zu fordern, ihren Weg gehen zu lassen und über ihr öffentlich interessirendes Handeln zu sagen, was das Recht zu sagen gestattet, die Pflicht zu sagen gebietet.

* * *

Herr Professor van de Velde schreibt mir:

„Lieber Harden, als ich von meiner Ferienreise zurückkam, erfuhr ich durch zugeschickte Zeitungausschnitte, daß in Berlin das Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von ‚Sitzmöbeln' veranstaltet hat. Die Leiter dieser Ausstellung hielten es für angebracht, zu beschließen, daß ich mit einigen Arbeiten in ihren Sälen vertreten sei. Warum mögen sie wohl nicht daran gedacht haben, sich an mich zu wenden und

mich selbst die von mir auszustellenden Arbeiten wählen zu lassen? Schließlich weiß ich doch besser als ein Anderer zu beurtheilen, welche meiner Arbeiten am Meisten geeignet sind, den Vergleich mit den Werken auszuhalten, die von den Organisatoren der Ausstellung als die stärksten aus dem reichen Schatz der Vergangenheit gewählt worden sind. Mir müßte doch überlassen sein, zu erwägen, in welchen meiner Leistungen sich mein Können am Besten verkörpert, welche am Klarsten zeigen, wie ich mir auf diesem Gebiete die Erfüllung der vom modernen Leben gestellten Forderungen denke. Nun bin ich auf dieser Ausstellung mit Arbeiten vertreten, deren jüngste schon mehrere Jahre alt ist! Unter diesen Umständen sind vernünftige Kritiken, Folgerungen, Vergleiche nicht möglich; die Bedingungen, unter denen hier Werke von mir ausgestellt sind, nehmen allen Kritiken und Vergleichen den Sinn. Wollen Sie mir helfen, lieber Harden? Ich bin gezwungen, öffentlich darüber Beschwerde zu führen, daß ich nicht persönlich eingeladen worden bin, für die Interessen der modernen Kunst und für mein eigenes Künstlerinteresse zu sorgen. Mir gehts wie einem Rennstallbesitzer, dessen Pferde man rennen läßt, ohne ihn vorher um Erlaubniß gebeten zu haben. Auf dem ‚Turf‘ würde man solchen Verstoß gegen die einfachste Anstandspflicht streng strafen. Kann nicht auch auf dem Gebiete der Ausstellungen die Strafe der Disqualifikation angewandt werden? Uebrigens scheine ich nun einmal zum Opfer solcher Methoden ausersehen zu sein. Vor ein paar Jahren veranstaltete die wiener Sezession, trotzdem ich meine Erlaubniß verweigert hatte, eine wichtige Ausstellung meiner Werke; und jetzt fragt das berliner Kunstgewerbemuseum überhaupt nicht erst nach meiner Einwilligung. Da zeigen sich denn doch ‚Tendenzen‘, die zu verurtheilen sind; sie können den Künstler schädigen, schädigen ihn in der That ganz wesentlich. Und deshalb glaube ich, daß dieses persönliche Erlebniß ein über den Einzelfall hinausreichendes, allgemeines Interesse hat. Das Publikum muß diese Vorgänge kennen lernen. Ich wünsche meinem Protest die weiteste Verbreitung und bitte Sie, lieber Harden, darum, ihn in der ‚Zukunft‘ zu veröffentlichen. Ihr herzlich ergebener

Weimar. Henry van de Velde.“

Der Leiter des berliner Kunstgewerbemuseums kann sich, wie mich dünkt, nicht der Pflicht entziehen, sein mindestens merkwürdig zu nennendes Verfahren gegen einen Künstler von Weltruf zu begründen. „Schweigt er, so weiß ich meinen Weg.“

* *
*

Ein paar Briefe, die keines Kommentars bedürfen:

„Verehrter Herr Harden, ein Romancier, der Frankreich viel verdankt, protestirt gegen Einiges, was Herr Karl Jentsch hier über Frankreich gesagt hat. Frankreichs ‚Seelenverwandtschaft‘ mit Rußland! Der ‚Gehorsam und die Unterwürfigkeit von Reich und Arm, Vornehm und Gering gegen den jeweiligen Gebieter‘! Gemeint ist gewiß: gegen Ludwig den Sechzehnten, Karl den Zehnten, Ludwig Philipp, Napoleon den Dritten. Das französische Volk soll also in einem Jahrhundert drei Umwälzungen vollbracht und einen Bürgerkrieg auf sich genommen haben, damit ihm jetzt die Thierseele Rußlands nachgesagt wird? In Wahrheit fängt doch Frankreich erst an, zur Ruhe zu kommen, seit es die Republik besitzt: die Republik, zu der es nicht auf dem Wege einer ‚äußerlichen Civilisation‘ gelangte, sondern nach der es unerbittlich hingedrängt hat, kraft seines Innersten, seines intransigenten Sinnes für Menschenrecht, seiner kritisch-literarischen Geistesverfassung, seines intellektuellen Sauberkeitstriebs; denn der verbot ihm, die praktische Vernunft von der reinen zu

scheiden und sich mit einer vom Geist überwundenen Staatsform im Leben abzufinden, weil sie bequem oder nützlich war. Wenn es nochmals gelänge, ihm, wie 1830 und 1850, statt der Republik einen Monarchen unterzuschieben oder aufzunöthigen — sei es auch einen, der nur ein Bürger wäre, oder einen, der die Geschäfte förderte —: man sollte sehen, was aus ‚Gehorsam und Unterwürfigkeit‘ würde. Die Republik aber, heißt es, ist nicht demokratisch, sondern bureaukratisch. Das braucht kein Gegensatz zu sein. Es kommt darauf an, daß in der Bureaukratie Jeder die Bahn frei finde und daß an ihrer Spitze, auf dem Ministersessel, jeder Advokat, jeder Kaufmann, jeder Schriftsteller und jeder Arbeiter sitzen könne. Nicht darf, wie in der von Bebel gegen Jaurès gerühmten Monarchie, die Diplomatie dem Adel, die Verwaltung den Corpsstudenten, die Offizierstellen wieder dem Adel und eine ‚erstklassige‘ Behandlung den Reichen vorbehalten sein. Die deutsche Sozialdemokratie ficht von diesen Bedingungen allzu leicht ab; bei ihr ist von Gleichheit so bedauerlich wenig die Rede wie von Freiheit. Ihre Art, zu sein, und ihre Kraft, zu wirken, hängen zusammen mit der Kasernenzucht. In der chauvinistischen und reaktionären Geistesperiode, mit der Deutschland noch fertig werden soll, ist auch sie befangen genug, um ein Wort der Anerkennung zu finden für ein rückständiges Regime, das eine annehmbare soziale Gesetzgebung zuläßt. Kann sie das Königthum sich nutzbar machen, so verliert es für sie den Stachel. Sie ist hypnotisirt von der Geldfrage, von der Arbeiter-Geldfrage; und da diese nur die Arbeiter angeht, reicht die Partei über die Arbeiter kaum hinaus. Die Intellektuellen, die sich ihr irrthümlich anschließen, stößt sie zurück. Dagegen besteht die französische Arbeiterdemokratie als Theil einer größeren Demokratie mit langer Ueberlieferung; und einer Demokratie, deren erster Lebensgrund Idee und Ehrgefühl ist, nicht die Geldfrage. Auch die französischen Arbeiter wünschten sich eine Steuerreform: nur nicht aus den Händen eines auf sie sich stützenden Unterdrückers. Sicher kostets keine Verführungskunst, sie für eine Zeit von ihren Standesinteressen weg und zur Vertheidigung der bedrohten Republik zu lenken. Sie wissen selbst: eine geschickte Tyrannei kann fette Unterthanen haben; aber immer nur Unterthanen.

Riva. Heinrich Mann."

* * *

„‚In Ludwigsburg, Mörikes Geburtstadt, ist die Errichtung eines würdigen Denkmals beschlossen worden. Das dortige Denkmal soll auch mit Reliefbildern der Komponisten Hugo Wolf und E. F. Kauffmann, die am Meisten dazu beigetragen haben, Mörikes Lieder dem Volk ans Herz zu bringen, geschmückt werden.‘ Diese Notiz las man vor etlichen Wochen in sehr vielen Zeitungen; in unserer an Denkmalen so armen Zeit mußte sie das Herz jedes Deutschen mit froher Hoffnung erfüllen. Endlich ein würdiges Denkmal dem lange verkannten Dichter Eduard Mörike, dem zu Lebzeiten nicht vergönnt war, sich des so nothwendigen Ruhmes zu erfreuen. Des Ruhmes, der dem Toten auch wohl fürderhin nicht in dem großen, sogar eine Säkularfeier heischenden Umfang zu Theil geworden wäre, hätten nicht zwei Komponisten in ihm einen ihren Talenten entsprechenden Librettisten entdeckt. Da scheint es nun wunderlich, daß sich ein Löblicher Gemeinderath von Ludwigsburg nur mit einem Reliefbild Wolfs begnügt, den Librettisten Mörike dagegen mit einer vollen Rundplastik für die Ewigkeit versichert. Von der anderen Seite betrachtet, erhalten die Komponisten Wolf und Kauffmann, so zu sagen, erst auf dem Postamente Mörikes ihre eigentliche Bedeutung. Freudig ist jedenfalls aber die Aussicht zu begrüßen, die

diese Doppelfirmendenkmale in unsere Zukunft eröffnen. Keinen schöneren Vorwurf gäbe es wohl für Donatello Eberlein als ein Goethedenkmal mit den dreihundertvierzig Komponisten des Liedes ‚Sah ein Knab ein Röslein stehn‘. Wie an anderer Stelle ein historischer Ueberblick über die erlauchte Ahnengalerie brandenburgischer Markgrafen, Kurfürsten und Könige, so würde hier die Musikgeschichte in ihren Größen plastisch unser Auge entzücken.

Ober-Schreiberhau. Peter Jerusalem."

* * *

Nach den bayreuther Festspielen erhielt ich den folgenden Brief:

„Wer häufig Gelegenheit hat, den Aufführungen in Bayreuth beizuwohnen, kann leicht erleben, daß ihm am Schluß der einzelnen Abende die Stimmung durch das Verhalten der Zuhörer gründlich verdorben wird. Ist das Publikum hauptsächlich aus Deutschen zusammengesetzt, wie diesmal an den Parsifal- und Tannhäuser-Abenden, dann pflegt der Applaus bis an die Grenzen des Zulässigen zu stürmen. Darüber hat hier ja schon Herr Dr. Göhler gesprochen. Bilden dagegen, wie in den beiden Ring-Cyllen, Ausländer die Mehrheit, dann ist der Beifall mitunter so dürftig, daß er besser ganz unterbliebe. Nun muß man nicht etwa glauben, die Leute applaudirten nicht, weil sie nicht völlig befriedigt sind. Keine Spur davon. Wer wirklich tief ergriffen ist, hat keine Neigung zu tosendem Beifall. Die Verschiedenheit der Aufnahme stört leicht aber den reinen Nachhall des Kunstwerkes. Ich selbst habe oft die Anschauung Göhlers vertreten, dem der Applaus in Bayreuth nicht sonderlich zu behagen scheint. Rückhaltlos habe ich in der bayerischen Presse meiner Meinung auch Ausdruck gegeben. Um so interessanter war mir eine hierdurch veranlaßte briefliche Mittheilung der Frau Cosima Wagner, die gewiß auch in untergeordneten Fragen als Autorität anerkannt werden muß. Sie schrieb: ‚Der Meister hat den Applaus selbst für seine Künstler gewünscht und ordnete das Aufziehen des Vorhanges am Schluß sogar für Parsifal an. Nur nach dem ersten Akt im Parsifal wünschte er ihn nicht. Für den zweiten und dritten Akt hat er eigens eine Erklärung darüber abgegeben; und es würde ihn sehr verstimmt haben, wenn nach dem Rheingold seinen Künstlern kein Zeichen der lebendigen Freude an den Leistungen gegeben worden wäre.‘ Ich kann nur wünschen, daß diese Erklärung weithin gehört werde und Zweifel beseitige. Man thut nicht gut daran, diese Frage für völlig nebensächlich zu halten; ich kann nur wiederholen, daß die Verschiedenheit der Aufnahme störend nachwirkt. Am Schluß so gewaltiger Kunstwerke soll nicht die Neugier erwachen und gespannt lauschen, ob heute geklatscht oder nicht geklatscht werden wird.

Nürnberg. Stadtpfarrer Schiller."

* * *

„Sehr geehrter Herr Harden, wiederum, diesmal aber zum letzten Mal hoffentlich, muß ich Sie bitten, mich über den berüchtigten Fall Bilse ein paar Worte sagen zu lassen. Vom Oberkriegsgericht in Frankfurt am Main ist nämlich festgestellt worden, daß Alles, was im Roman Bilses sich auf meine verstorbene Frau und mich bezog, frei erfunden war, einige an sich wahre, doch belanglose Dinge aber gehässig entstellt worden sind. Das war ja auch schon im metzer Prozeß Bilse festgestellt worden, ist aber niemals in die Öffentlichkeit gedrungen, da man alle Zeugen öffentlich vernahm, die wichtigsten aber, Witte und mich, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Was wir aussagten, ist leider also nicht bekannt geworden. Damals sagten der Rittmeister

Bandel und der Oberlieutenant Lindner, die sogenannte Bilse-Partei, belastend für meine Frau aus. Jetzt ist aber in langwieriger Voruntersuchung mit Lokalinspektion u. s. w. festgestellt worden, daß beide Zeugen ganz harmlose Vorgänge entweder falsch aufgefaßt oder auch unvollständig in ihren Aussagen vor Gericht wiedergegeben haben. Daraus entstanden dann, bei der damals herrschenden Stimmung, falsche Anschauungen, die erst der Prozeß Witte widerlegt hat. Aber auch die Ursachen der Härte des in erster Instanz gegen Witte gefällten Urtheils sind jetzt aufgeklärt. Die Belastungszeugen, meine und Wittes Burschen, sind nämlich von Bandel in mühsäliger Arbeit beeinflußt worden. Rittmeister Bandel, der eine Menge Material gegen Witte zusammengetragen hat, um ihn durch die Beschuldigung des Meineids zu vernichten, hat auch das Mittel der Zeugenbeeinflussung nicht gescheut. Der Mann ist ohne Uniform verabschiedet, untersteht keinem Ehrengericht mehr, kann also thun, was er will. Er hat sogar in Briefen, die er schrieb, um Material zu sammeln, falsche Namen gebraucht und sich dadurch eine Anklage wegen Urkundenfälschung zugezogen. Und dieser Kavalier galt in einem Theil der Presse lange, nebst Herrn Bilse, als Märtyrer seiner Ueberzeugung. Auch das im Roman verarbeitete Material gegen meine Frau und mich hat zum größten Theil Herr Bandel gesammelt; und zwar zu einer Zeit, wo wir Beide schwer erkrankt und Monate lang von Forbach abwesend waren. Doch genug des Schmutzes; ich wollte nur schildern, wie der Roman entstanden ist und was davon vor der Kritik des frankfurter Gerichtes bestehen blieb. Fast nichts, wenigstens nichts, was meine Frau betrifft. Auch die ‚Geldaffairen‘ zwischen Witte und mir waren durchaus nicht bösartiger Natur. Nie sind Wechsel unbezahlt geblieben; nie war von gegenseitiger Verpflichtung die Rede und vor Allem hat es sich niemals um Wucherer gehandelt, sondern um zwei große Bankhäuser; auch lagen Jahre zwischen den einzelnen Transaktionen. Freilich: Vieles, was nicht in Frankfurt zur Sprache kommen konnte, weil es andere Herren und Damen betraf, ist dennoch im Roman richtig geschildert und dient Forbach nicht zur Zierde... Wer aber, wie ich, fast ein Jahr lang unter öffentlich falscher Anschuldigung gestöhnt hat, Der darf nun wohl laut die Wahrheit verkünden. Namenlos litt ich dadurch, daß ich das Andenken meiner armen Frau besudelt sehen mußte, trotzdem ich wußte, daß sie makellos dastand. Jetzt ist ihre Reinheit erwiesen, einer Toten die Ehre wiedergegeben. Und da Herr Bilse sich vom Ertrag seines Romans in Zehlendorf eine Villa gekauft hat, kann auch er ja zufrieden sein.

Köln. Oberlieutenant a. D. stud. iur. Hans Koch."

* * *

„Siebenzehn Tage Irrenhaus!": so heißt eine (bei Hermann Walther in Berlin erschienene) Brochure, die ich hier schon einmal empfahl. Klar, anschaulich und mit rühmenswerther Ruhe hat Frau Gertrud Hirschberg darin geschildert, wie sie, ohne irgend eine Spur geistiger Erkrankung zu zeigen, in die neckargemünder Irrenanstalt geschleppt und, wider ihren Willen, siebenzehn Tage dort festgehalten wurde. Da ich in den Zeitungen bis heute nichts darüber fand, empfehle ich die Schrift noch einmal. Sie darf nicht totgeschwiegen werden. Die Geschichte wirkt mit allen Reizen der Spannung. Und das im Juni dieses Jahres vom karlsruher Oberlandesgericht in der Sache verkündete Urtheil wird nicht nur Kriminalisten innige Herzensfreude bereiten.

* * *

Am Sarge des Fürsten Herbert Bismarck hat nicht ein weltfremder Landpastor gesprochen, sondern Herr Konsistorialrath Lahnsen von der berliner Dreifaltigkeitkirche, der Vielen als bester Kanzelredner der Reichshauptstadt gilt ... Die Berichte über die dem Sohn bereitete Leichenfeier weckten die Erinnerung an einen Zug aus dem Leben des Vaters. Als in Varzin das letzte Gebet an der Bahre Johannas von Bismarck gesprochen war, pflückte der Witwer von einem der Trauerkränze eine weiße Rose, griff nach Treitschkes fünftem Band, der die Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten behandelt, und verließ, nachdem er des Pfarrers Hand gedrückt hatte, das Zimmer mit den Worten: „Der bringt mich vielleicht auf andere Gedanken".

* * *

Neulich erwähnte ich, daß der Kaiser in einer Tischrede gesagt habe, seine Frau sei „der Königin Luise gleich an Volksthümlichkeit". Briefe, die ich seitdem erhielt, zeigten mir, daß vielfach noch der Glaube lebt, die Königin Luise habe sich in weiblicher Unterwürfigkeit auf den häuslichen Pflichtenkreis beschränkt und — mit Ausnahme der dunklen Tage, da sie als Bittstellerin vor den Korsen trat — dem politischen Treiben sich fern gehalten. Wie falsch dieser Glaube ist, lehrt das gute Buch, das Professor Max Lehmann (bei Hirzel) über den Freiherrn vom Stein veröffentlicht hat. Ich will ein paar Sätze aus der Geschichte des Jahres 1808 citiren: „Die Königin besprach mit Stein (der noch Minister war), zunächst ohne ihren Gemahl zu befragen, eine sehr delikate Angelegenheit: die Erziehung des Kronprinzen, die e
Schwierigkeiten bereitete. Der Prinz (der später, als König, Friedrich Wilheln
hieß) zeigte sich gebieterisch und widerspenstig, auffahrend und ausgelassen; w
Rausch verletzte er die zartesten Verhältnisse und beleidigte Diejenigen, welc
am Meisten liebte. Daneben war ein Hang zum Unanständigen und Würde
bei ihm sichtbar. Ganz ohne Schuld an dem Umsichgreifen dieser Fehler wa
damalige Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, nicht und Stein wird Das eben
empfunden haben; doch hat er ihm keinen direkten Vorwurf daraus gemacht.
er fand Delbrück trocken, engen Geistes, ohne Schwung, ohne Energie, in seinen
nieren geziert und steif bis zur Lächerlichkeit. An seiner Methode hatte er auszus
daß sie den Kronprinzen nicht zu seinem künftigen Beruf ausbilde. Die allger
Erziehung zu einem sittlichen und unterrichteten Mann reiche da nicht aus; man
den Prinzen frühzeitig mit der Geschichte der Nationen und ihrer Herrscher be
machen und ihn auf die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalls leiten. Das
möge nur Jemand, der mit der Beherrschung des Stoffes Welt- und Menschenk
niß verbinde, wie sie Delbrück nicht besitze; schon rede man in Königsberg allgemein
seine Mediokrität ... Ueber dies Alles wurde rasch die vollkommenste Eintracht zw
Stein und der Königin hergestellt; dann erst brachte Diese die Sache vor den König, der
wenig über Das, was ihm da mitgetheilt wurde, erstaunt war, aber, nach seiner Gen
heit anfangs weder Ja noch Nein sagte ... Die Königin fragte Stein, ob keine Mö
keit bestehe, daß Schlesien wenigstens theilweise von den Franzosen geräumt w
damit der König nach Cudowa gehen könne (Le roi ne sait pas que je vous
sur se sujet). Weiter gab sie Stein Nachricht von einer Intrigue, die gegen ih
Gange war. Sie warnte in leidenschaftlichen Worten den Zaren, als er sich ansc
nach Erfurt zu gehen, vor den diabolischen Plänen des infamen Napoleon u
mahnte ihn, der Retter Europas zu werden. Endlich bat sie wieder den Kaiser Alexa
der inzwischen in Erfurt angekommen war, darauf hinzuwirken, daß Stein nicht

inige
n IV.
ie im
he er
losen
r der
nfalls
Aber
Ma=
etzen,
meine
müsse
kannt
s ver=
ennt=
über
ischen
nicht
wohn=
glich=
werde,
écris
hn im
hickte,
nd er=
nder,
durch

einen Machtspruch Napoleons entfernt werde. Plötzlich aber erscheint das Band zwischen den Beiden zerrissen. Stein versichert, daß die Königin kalt, zweideutig und zurückhaltend gegen ihn geworden sei; und in dem Bilde, das er nach einiger Zeit von ihr entwarf, fehlt es nicht an dunklen Zügen. Die Entfremdung begann, als der Zar auf seiner Rückreise von Erfurt durch Königsberg kam und das preußische Königpaar zu sich nach Petersburg einlud. Die Königin glaubte, nach all den schweren Tagen der letzten drei Jahre ein Anrecht auf die Zerstreuungen und Huldigungen zu haben, die in Petersburg winkten; Stein, puritanisch gestimmt, wie er war, meinte, daß jetzt keine Zeit sei, Feste zu feiern, und daß das für die Reise erforderliche Geld dringend für andere Zwecke gebraucht werde; man legte ihm das Wort in den Mund: das verheerte Masuren habe es nöthiger. Dazu die politischen Bedenken: nachdem soeben der Zar sein Bündniß mit Napoleon befestigt hatte, war eine Reise des preußischen Königpaares an den russischen Hof starken Mißdeutungen ausgesetzt. Aber die Königin wollte davon nichts wissen. Sie mochte meinen, daß auch Stein einmal ein Opfer bringen könne; und als Dies nicht geschah, zog sie sich enttäuscht von ihm zurück. Der Umschwung war so stark, daß er kein Geheimniß bleiben konnte, am Wenigsten vor Denen, die längst danach trachteten, den Ersten Minister zu Fall zu bringen". Der Zar war kaum in die Heimath zurückgekehrt: da hatte, am vierundzwanzigsten November 1808, Stein aufgehört, Minister Friedrich Wilhelms des Dritten zu sein.

* * *

Nach dem speyrer Kirchenweihfest war in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung zu lesen: „So wurde denn das Bekenntniß Luthers mit Begeisterung hier erneuert, wo er es einstmals selbst ausgesprochen hatte." In Speyer? Sollte nicht eine andere Stadt der Schauplatz dieses Bekenntnisses gewesen sein? Die Herren, die la feuille de Monsieur de Bülow redigiren, brauchen die lutherische Geschichte offenbar nicht zu kennen. In der neuen Kirche der Pfälzerstadt, aus der zwar nicht das Bekenntniß, doch der Name der Protestanten stammt, sind übrigens die sieben Kinder des Kaisers, mit Zustimmung der Eltern, an den Rundfenstern als Engel dargestellt. Schade, daß man kein Gutachten Luthers über diesen Einfall erbitten kann, der freilich mehr noch ans Rom der Caesaren als an das der Päpste erinnert ... Auch in den Zeitungen liest man fast jeden Tag wundervolle Begebenheiten aus dem Erdenwallen der Kaiserkinder. Seit er der Bräutigam einer mecklenburgischen Prinzessin ist, die einem russischen Großfürsten verlobt war, ist besonders der Kronprinz ungemein interessant geworden. Diese Leutsäligkeit! Wenn ihn, in der Friedrichstraße, „eine immer mehr anwachsende Menge von Schulbuben" umdrängt, ist er „in lustigster Laune, trotzdem er sich kaum des Ansturmes erwehren kann." Wenn er, in Beuthen, aufs Wasser fährt, läßt er, „überaus leutsälig, zwei junge Damen zur Mitfahrt auffordern" und die Geschichte kommt ins Kreisblatt. Und wenn, bei Wismar, andere Mägdelein ihn um ein Andenken bitten, „reicht er, unter begeistertem Jubel der Umstehenden, jedem der drei jungen Mädchen, huldvoll lächelnd, eine Cigarette." Kleine Pause; Zeit, um die Thränen der Rührung aus dem Auge zu wischen.

* * *

Der Kaiser sorgt für seine Lieblinge, wie der zärtlichste Vater es nicht besser vermöchte. Dem jetzigen Chef seines Militärkabinets hat er einst eine reiche Frau aus dem Haus widerstrebender Eltern gefreit, dem General Intendanten seines Hofschauspiels aus dem Nachlaß der Baronin Cohn-Oppenheim Hunderttausende und

einem seiner Flügeladjutanten jetzt eine einträgliche Stellung bei Ballin verschafft. Herrn von Grumme; der, als Sohn eines geraer Gymnasialdirektors, Grumme hieß, bis er die Tochter des Kali-Grafen Douglas heimführen durfte. Dann kam, wie gerufen, der Adel. Kam die glorreiche Expedition nach Aalesund, bei der sich der junge Edelmann nachträglich noch eine Bürgerkrone verdient haben soll. Und nun ist er Direktor der Hamburg-Amerika-Linie geworden. Mit zwanzigtausend Mark Jahresgehalt. Merkwürdig. Daß der Wirkliche Geheime Bödiker zu Siemens & Halske, der Ministerialdirektor Micke zur Großen Berliner Straßenbahn, ein anderer Ministerialdirektor in die Diskontogesellschaft ging, daß der Minister Thielen und der Oberpräsident Bitter Aufsichtrathsstellen annahmen, konnte kein Staunen erregen. Aber ein Flügeladjutant, der Schwiegersohn eines als steinreich geltenden Herrn, der sich schon die Gunst des jungen Prinzen Wilhelm zu erwerben wußte? Kann auch dieser Douglas, der mit Sholto näher als mit Archibald verwandt ist, „es nicht tragen mehr“? Einerlei. Das Nettste an der Sache war, daß in den Zeitungen ganz ernsthaft erzählt wurde, Herr Ballin habe sich den Flügeladjutanten ausgebeten und der Kaiser erst nach einigem Zögern den Wunsch erfüllt. Ein Bischen anders wars nun doch. Während der Kieler Woche soll Herr Ballin, der damals allerlei Gäste des Kaisers und etliche Dutzend Berichterstatter bewirthete, ersucht worden sein, für Herrn von Grumme ein warmes Plätzchen freizumachen. Ob der Generaldirektor selbst Bedenken hatte, ob sich der Aufsichtrath einmal schwierig zeigte: jedenfalls zog die Sache sich hin und erst im September ist aus dem Flügeladjutanten und Kapitän zur See der Personaliendirektor der Hamburg-Amerika-Linie geworden. Das Ammenmärchen, man müsse auf dem Berufsgebiete, das man als Direktor beherrschen will, erst als Lernender ein Weilchen gearbeitet haben, ist nun endlich widerlegt. Herr Ballin hat für Alles Geld: er macht auf Kosten seiner Aktiengesellschaft die Honneurs des Reiches, hilft den Aalesundern, bewilligt jedem Journalisten freie Fahrt und Verpflegung, stiftet (wie Mirbach sagen würde) alljährlich einen Haufen Freibillets, die der Kaiser vertheilt, führt, „auf Allerhöchsten Wunsch“, ostmärkische Lehrer gen Norden und organisirt eine Reklame, wie unsere rückständige deutsche Welt sie noch nicht sah. Wenn die Aktionäre zufrieden sind, ist nicht viel dagegen einzuwenden; sie haben zu prüfen, wie all diese Spesen herausgewirthschaftet werden und ob solche Geschäftsführung solid zu nennen ist. Ballins bremer Rival aber soll, als ihm ein Aspirant empfohlen wurde, lächelnd neulich gesagt haben: „Ich könnte nicht einmal einen Flügeladjutanten unterbringen“.

* * *

Warum hat Giolitti in Homburg Bülow besucht? Eine Woche lang wurde die Frage beschwatzt; aber keine einleuchtende Antwort gefunden. Intervention in Asien? Klingt ziemlich blödsinnig. „Gedankenaustausch über die allgemeine Lage“? Stand in der Norddeutschen Allgemeinen; also nicht diskutabel. Konversion der italienischen Rente? Möchten die Italiener wohl; doch Herr Cesare Mangili, der Direktor der Banca d'Italia, hat vor ein paar Wochen erst einem deutschen Großkaufmann erzählt, die pariser Rothschilds hätten sich heftig gegen den Konvertirungplan gesträubt; und Rothschilds Zustimmung ist für diese Konversion wesentlich wichtiger als Bülows Beistand. Worüber ist also in Homburg gesprochen worden? Wahrscheinlich über den König von Spanien. Der wollte um die Zeit der Herbstparade nach Berlin kommen, kam aber nicht, weil Viktor Emanuel ihm abgeredet und diese Reise als nicht opportun bezeichnet hatte. (Ueber die Gründe möchte ich heute schweigen). Verstimmung

in Berlin. Der Kaiser hatte den Wunsch, im nächsten Frühjahr nach Madrid zu gehen, könnte aber, trotzdem Herr von Radowitz Alles klug vorbereitet hat, seinen Entschluß nicht ausführen, wenn Alfonso ihm nicht vorher den an der spanischen Küste abgestatteten Besuch erwiderte. Das zwischen Berlin und Rom entstandene Dunstgewölk soll also beseitigt, Viktor Emanuel umgestimmt, Don Alfonso an die Spree gelockt werden. Für den Manager die lohnendste Aufgabe; und eine, die ganz im Bereich seiner Kräfte liegt. Keine Staatsaktion, doch eine, deren Gelingen die Kanzlerstellung besser als Rosse und Reisige sichert. Und daß sie gelingen müsse, war unserem Reichscharmeur zuzutrauen. Schon — der italienische Ministerpräsident ist kaum in die Heimath zurückgekehrt — liest man, der König von Spanien werde in der Osterzeit nach Paris und Wien gehen. Dann muß er, um nicht unhöflich zu scheinen, auch nach Berlin kommen, der Kaiser kann nach Madrid — vielleicht, als Taufgevatter, auch nach Rom — reisen, Radowitz mit zwei neuen Halsorden in den Ruhestand treten und in der Presse verkündet werden, daß Deutschland auf dem Erdrund noch niemals so allgemein beliebt war wie in den herrlichen Tagen, deren Glanz uns Unwürdige sonnt.

* * *

In Detmold geht Alles, wie es zu erwarten war. Der Kaiser erklärte nach dem Tode des legitimen Landesherrn, daß er die Regentschaft nicht anerkenne. Der Reichsanzeiger brachte, recht spät, ein paar eiskalte Zeilchen über den toten, kein Wort über den lebenden Regenten. Dem Begräbniß des biesterfelder Grafen konnte die Garnison nicht beiwohnen: „wegen Typhusgefahr" (im Ernst). Seit das Reich besteht, ist der höchste Vertreter eines Bundesstaates nicht so bestattet worden. Und der Kriegsherr hat verboten, daß die Truppen auf den Namen des Grafen Leopold, des neuen Regenten, beeidigt werden. Wenn die Lipper nun nicht merkten, woher der Wind weht, müßten ihnen mindestens zwei Sinne fehlen. Adhuc sub iudice lis est; ein Ordentlicher Gerichtshof soll den Thronstreit entscheiden, aber Preußen hat schon Partei ergriffen. Einstweilen hat das detmolder Staatsministerium die Depesche des Reichsoberhauptes eine „Kundgebung der Nichtachtung lippischer Landesgesetze" genannt.

* * *

Der Sommer ist hin und Giolitti ist weg. Hochgeborener Herr Graf von Bülow! Könnten Euer Excellenz sich nun vielleicht ein Viertelstündchen mit inneren Angelegenheiten beschäftigen? Wir bitten ergebenst darum. Allerlei Aergerliches hat sich gehäuft. Will der preußische Ministerpräsident wirklich warten, bis Preußen in der lippischen Sache majorisirt wird? Und will er nicht endlich mit dem Kollegen Möller unter vier Augen ein ernstes Wort sprechen? Der hat noch immer Unglück. Im Hiberniastreit hing eine wichtige Entscheidung von dem Ermessen des Registerrichters in Herne ab. Dem wurde am sechsundzwanzigsten September ein von der (durch die Dresdener Bank vertretenen) preußischen Staatsregierung gegen die Bergwerksgesellschaft Hibernia gerichteter Antrag vorgelegt. An diesem selben Tage aber wurde das Registerdezernat dem bisherigen Inhaber abgenommen und einem anderen Amtsrichter anvertraut. Zufall natürlich. Und der neue Registerrichter, der, ehe die Sonne noch sank, im Sinn der Firma Möller, Arnhold & Gutmann entschieden hatte, ist ein Neffe des Oberberghauptmannes von Velsen, der den Verstaatlichungplan mit besonderem Eifer gefördert hat und für einen Aufsichtrathsposten designirt war. Auch Zufall? Natürlich. Wollen Euer Excellenz aber nicht, in gewohnter Güte und stahlharter Strenge, dafür sorgen, daß solche Zufälle hinfüro vermieden werden?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.



Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der im November erscheinenden Zeitschrift

„Veritas." Ein Versuch, die Wahrheit in den wichtigsten Fragen d. Menschheit überzeugend u. endgiltig festzustellen.
(Verlag Prof. Rob. Wihan, Trautenau, Böhmen.)

Ausserdem liegt der Auflage noch ein Prospekt bei betr. der in der **Verlagsanstalt Alexander Koch** in **Darmstadt** erscheinenden neuen Zeitschrift

„Kind und Kunst."

Wir bitten beiden Prospekten gefl. Beachtung schenken zu wollen!

Für Inſerate verantwortlich: Rob. König, Berlin. Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.